Jes.
456a

Das Reich der Jesuiten in Paraguay.

Aus zuverläßichen Urkunden
der Väter der Gesellschaft selbst erwiesen
von

R

P. Ibagnez,
Priester der Gesellschaft Jesu.
Aus dem Spanischen in das Lateinische,
aus diesem
ins Deutsche übersetzt.

Frankfurth und Leipzig.
1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht
des lateinischen Uebersetzers.

Die ausnehmende Staatskunst, mit welcher die Jesuiten den Theil von Südamerika, den man in Europa unter dem Namen von **Paraguay** kennt, erworben, eingerichtet und behauptet haben, hat ihr einen solchen Ruhm zuwege gebracht, daß der Vorwitz aller Klassen von Menschen gereitzt wurde, sich davon Unterricht zu verschaffen. So häufig aber übrigens die Nachrichten sind, die man von diesem Lande hat, so verschieden sind sie auch, und ich glaube daher, daß kein Land in der Welt ist, das man in der allgemeinen Geschichte der Erde weniger kennt.

Nachdem die Spanier die zwey großen Reiche von Mexico, und Peru erobert hatten, so breiteten sie sich gar bald in diesem ausgedehnten Welttheil immer weiter aus. Sie brachten eine indianische Nation nach der andern unter ihr Joch, je nachdem sie dazu Gelegenheit bekamen. Solche Länder zu erobern, war Tapferkeit nöthig: sie zu behaupten, war mehr nöthig. Der Plan der Spanier erfoderte es damals, daß sie sich der Religion bedienten, weil dies das leichteste

Mittel war, die Indianer zum Gehorsam zu bringen. Nichts war gelinder, nichts sicherer, sie unter ihrem Zepter zu behaupten.

Die Weltgeistlichen in Spanien waren nicht zahlreich genug, daß sie so viele Diener der Kirche hätten liefern können, als zu einem so wichtigen Geschäfte erfodert wurden. Man mußte sich also des Dienstes der Regulargeistlichen bedienen. Diese kamen auch schaarenweise dahin; man nahm Leute von verschiedenen Orden, und gebrauchte sie in diesem neuen Weinberge. War ein königlicher Statthalter einem Orden hold, so wählte er Leute daraus, die er zur Bekehrung, und Besorgung der Indianer ausschickte. Die ersten des Ordens zogen andere ihrer Mitbrüder nach sich, und so kam immer einer auf den andern, und setzte sich da fest, wo sein Vorgänger war. Auf diese Weise ward endlich Amerika mit allerley Mönchen bevölkert, und sie hatten alle ihre Territorien in solchen Gegenden, wo sich ihre Brüder zuerst niedergelassen hatten.

Nach und nach gelangten diese Mönchsanstalten zu einer solchen Festigkeit, und Ausdehnung, daß sie an der Zahl und an Reichthümern die Besitzungen weit übertrafen, die sie auf dem festen Lande von Europa hatten. Das neuere Rom unterwarf sich durch diese geistliche Miliz viel mehrere Provinzen als das alte durch Waffen erobert hatte. Der Rath

von Madrit gab sich bey verschiedenen Gelegenheiten alle Mühe, seine Rechte wieder zu retten. Er machte Verfügungen, er gab Gesetze, er wandte alles an, damit in diesen Ländern kein fremder Souverain sich festsetze. Alles war vergeblich. Denn der politische Fehler war in der Wurzel, und jedermann weiß, daß zu allen Zeiten die nämlichen Ursachen auch die nämliche Wirkung hervorgebracht haben.

Die Jesuiten waren die letzten, die in diesem neuen Weinberg von Amerika ankamen, sie übertrafen aber bald durch ihre Geschäftigkeit und Staatskunst alle ihre Vorgänger. Sie breiteten sich so wie die andern, in diesen weitläuftigen Ländern aus, aber sie hatten auch viel höhere, und weltliche Absichten. Sie warfen ihre Augen auf einen Theil, der am meisten von der Hand war. Sie setzten sich da fest, wo sie von den spanischen Besitzungen am entferntesten waren, damit sie sich da ein festes und unabhängiges Reich bilden konnten. Kein Winkel taugte besser zu einem solchen Endzweck, als jener weitläuftige Erdstrich, der den Mittelpunkt zwischen dem festen Lande von Brasilien, der Statthalterschaft von Buenos Ayres und den Distrikten von Tucuman, und heiligen Kreuz della Sierra ausmacht. Dieses ganze Land wird, wiewohl unrichtig, unter dem Namen Paraguay begriffen, den es von einem Flusse gleiches Namens bekommen hat. Wir müssen aber

unter diesem Namen eine grosse Menge von Ländern und Nationen verstehen, die allda, und an den Ufern der Flüsse Uraguay und Paranà wohnen, z. B. die Minuanes, Guarani, Charruas, Guaiquurus, Bajas, Guanas, Chiquiti und viele andere.

Diejenigen, so diese Länder entdeckt, begnügten sich sie zu sehen, und davon Besitz zu nehmen. Andere wichen, als sie Wiederstand von den Einwohnern fanden, und konnten niemals einen festen Fuß allda setzen. Endlich wurde im Jahr 1535. die Colonie von Buenos Ayres angelegt, aber dieses kostete viele Feldzüge und Kriege, in welchen Johannes Dias de Solis im Jahr 1515. und Sebastian Gaboti eilf Jahre hernach, so wie noch viele andere, das Leben verlohren. Denn damals taugten die Spanier gar nicht dazu, dieses Land zu bevölkern, noch die Indianer sich zu unterjochen, und durch sie feste Colonien anzulegen.

Die Jesuiten, die auf ihr grosses Vorhaben aufmerksam waren, versäumten die gute Gelegenheit nicht, ein so vortrefliches Land nach ihren Absichten zu benutzen. Unter der Begünstigung der Statthalter fiengen sie an einige Indianer zahm, und gesittet zu machen, und Bevölkerungen anzulegen. Unter dem scheinbaren Vorwand aber, die Unschuld dieser Neubekehrten zu erhalten, sonderten sie sie gänzlich von allem Umgang mit den Europäern ab. Durch diejenigen

Mittel, die in dieser Geschichte sollen angeführet werden, entferneten sie auch glücklich alles, was der Vollstreckung ihres Endzwecks im Wege stand. Denn da nach den Gesetzen von Indien im Zeitlichen alles unter den Statthaltern, und im Geistlichen unter den Bischöfen steht, so waren diese Väter, die bey Hofe alles vermochten, sehr aufmerksam, damit zu diesen Stellen nur solche Männer ernannt wurden, von welchen sie zuverlässige Versicherung hatten, daß sie eine blinde Zuneigung zu den Jesuiten hätten.

Täuschte jemand ihr Zutrauen, wollte er sich in das Innere mengen, und sehen, wie die Sachen giengen, so wußten sie ihm so viele Verfolgungen auf den Hals zu schicken, (wovon D. Bernardin von Cardenas ein Beyspiel war,) sie wußten so viele Schwierigkeiten zu machen, daß man ihn verabscheute, ihn fortjagte, und daß er entweder alles gehen ließ, wie es gieng, oder endlich gar sein Leben darüber verlohr, wie es dem Herrn Antequera ergieng, der unmenschlicher Weise in Lina ermordet wurde, dessen Unglück auch noch itzt in ganz Peru beklaget wird.

Während daß nun diese Väter in jenem Theil von Amerika, als in ihrem Mittelpunkte, ohne von der Welt gekannt zu seyn, beysammen lebten, und einstweilen beständigen Briefwechsel allein mit ihrem General, und mit ihrem hohen Rath von Rom unterhielten, errichteten sie dieses Reich, von dessen Geschichte

man nun das erstemal dem Publiko eine Nachricht liefert. Der P. Charlevoix, ein Jesuit, hat unter diesem Namen eine Fabel geschrieben, und wir sind so kühn, öffentlich vor den Augen der ganzen Welt zu behaupten, daß in seinem Werk nicht einmal eine einzige Wahrheit von denenjenigen ist, welche das System seiner Gesellschaft entdecken könnten. Viele andere Väter dieses Ordens haben uns eben so trügliche Berichte geliefert, wie Charlevoix. In dem Berichte von der Reise, welche D. **Georg Juvan**, und Don **Antonius von Ulloa** und andere auf Befehl der Könige von Frankreich, und Spanien nach Südamerika gethan, wo sie die wahre Figur der Erde entdecken, und bestimmen sollten, und wovon auch die Beschreibung auf Befehl K. Ferdinand des VI. gedrucket worden, steht eine weitläuftige Relation vom Lande und den Missionen von Paraguay. Sollte man dem glauben, was allda gemeldet wird, so geben die Jesuiten den Aposteln und die Indianer den Christen der ersten Kirche nichts nach. Aber das Publikum darf und muß es wissen, daß diese beeden Offiziere noch jetzo in den Diensten Sr. katholischen Majestät leben, daß sie wegen ihrer Wissenschaft, Tapferkeit, Uneigennützigkeit, Ehrbegierde, so wie sie es nach ihrer vornehmen Geburt mit Recht verdienen, bey der ganzen Armee im größten Ansehen stehen, aber es muß auch dieses wissen, daß keiner von ihnen in Paraguay gewesen, wie sie es

in

in ihrem Werke selbst eingestehen, folglich daß das, was sie von den Missionen dieser Länder sagen, ganz aus solchen Nachrichten hergenommen ist, die ihnen die Jesuiten selbst gegeben haben. Es muß endlich wissen, daß damals, als ihr Buch gedruckt wurde, es eben die Zeit war, da der P. Ravago auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, nach welcher er ganz Spanien so viele Jahre über in der Sklaverey erhalten hat, weil er das Gewissen des Königs in seiner Hand hatte.

Es haben sich auch die Jesuiten nicht nur damit begnügt, sich und ihren Betrügereyen selbst Zeugniß zu geben, sondern sie haben, um sie desto wahrscheinlicher zu machen, gesucht, sie durch Zeugnisse zu bestättigen, die den Schein einer Unpartheilichkeit hatten; und hiezu wählten sie immer die berühmtesten Federn ausser der Gesellschaft. Dies war die Ursache, warum sie die Federn jener zweenen angesehenen Spanier reizten, und eben so täuschten sie die Ehrlichkeit des guten Muratori. Unter seinem Namen streueten sie das Buch aus: Das glückliche Christenthum in den Missionen der Väter der Gesellschaft Jesu in Paraguay. Der erste Theil davon erschien in Venedig i. J. 1743. der zweyte 1749. in 4. Eine neue Auflage davon erschien in 8. i. J. 1752. In Paris übersetzte man das Buch ins Französische i. J. 1754. Eine dritte Ausgabe kam in Venedig im J. 1756. heraus. Hieraus ersieht man, wie viel

den Vätern daran gelegen gewesen, es, wo möglich, in der ganzen Welt auszubreiten. Aber um von der Sache genauer belehret zu seyn, darf man nur das Leben des Muratori lesen, so wie es sein würdiger Neffe Johann Franciscus Soli Muratori verfaßt hat. Seite 90. nach der letzten Ausgabe heißt es, der grosse Muratori habe von den Missionen der Väter der Gesellschaft Jesu in Paraguay geschrieben, wozu er durch einige Briefe aufgemuntert, (das ist, unterrichtet) worden, die in den Jahren 1729. und 1730. der P. Cataneo, ein Priester der Gesellschaft, aus Modena gebürtig (keinen glaubwürdigern und sicherern Zeugen konnte man nicht finden als einen Jesuiten!) der allda im Jahre 1733. mit Tode abgegangen (warum beruft man sich auf schlafende und todte Zeugen?) an seinen Herrn Bruder Joseph Cataneo (den man doch als eine unpartheyische, und für die Jesuiten nicht eingenommene Person ansehen kann,) geschrieben hatte. Ausser der Beschreibung, die Muratori allda von diesen Missionen giebt, vertheidigt er auch jene Väter wider die Verläumdungen, so ihnen von verschiedenen Schriftstellern aufgebürdet worden. (Das ist in Ansehung gewisser Wahrheiten, welche nach der Sprache der Jesuiten immer als Verläumdungen angesehen werden, wenn ihre Kunstgriffe da=

dadurch entdeckt werden) Der Verfasser dieses Lebens fügt hernach bey: Uebrigens kann man nicht bergen, daß, so sehr auch Muratori verschiedene der vornehmsten Jesuiten bat, ihm bey seiner Arbeit Nachrichten und Urkunden von jenen Missionen und Provinzen mitzutheilen, er doch solche nie erhalten konnte. Man fand auch in ihren Archiven nichts, das verdient hätte, an das Licht zu treten. Ob in den Archiven Nachrichten vorhanden gewesen, die verdienten, an den Tag zu kommen, wird man aus der gegenwärtigen Relation und aus andern glaubwürdigen Schriften ersehen, die durch den Druck bekannt gemacht werden. Freilich würden solche Dinge nach der Sprache der Jesuiten verdienen, unter die Erde begraben zu werden. Die Schriften ihrer Archive würden es handgreiflich gemacht haben, daß die erdichteten Briefe des P. Cattaneo unter die Fabeln gehören, die alte Weiber einander beym Spinnrocken erzählen.

Sie waren blos erfunden, um den guten Muratori zu betrügen, der ihnen gänzlich Glauben beymaß, und durch seine Höflichkeit, und Gütigkeit verdiente von der Gesellschaft so belohnt zu werden, wie es der Geschichtschreiber im folgenden erzählt. Als die Jesuiten sahen, (das ist, wie er sich nach ihrer Weise verkleistert hatte,) wie er ihre Sache behandelte, so ermangleten sie nicht, ihm bey verschiedenen

Ge-

Gelegenheiten ihre Verbindlichkeit zu bezeigen. (Wir sind begierig, die grosse Freygebigkeit der Jesuiten zu hören.) Vors erste wurde ihm von ihrem General im Namen der ganzen Gesellschaft ein Danksagungsbrief zugeschrieben: (das ist doch viel!) hernach ihm eine Bulle der Verbrüderung zugeschicket: (das ist erstaunlich viel) drittens ward ihm vom P. Hieronymus Lagomarsini der erste Band des Anton Maria Graziani de scriptis invita Minerva zugeschrieben. Endlich schrieb ihm sogar der Provinzial von Paraguay ein Danksagungsschreiben von Buenos Ayres (das ist zu viel!) Es wurde auch dieses Werk die Würze bey ihren Tischen. Hieraus ersieht man, daß die Jesuiten auch ihre Brüder betrügen, und sie in der Unwissenheit von den Geheimmnissen ihres hohen Raths lassen, damit sie mit ihnen, als eben so vielen Ballen, nach ihrem Belieben umgehen können. Wer dieses kleine Werk liest, wird eines Besseren belehret, und immer mehr überzeugt werden, daß das Christenthum in jenen Gegenden so gar nicht glücklich ist, daß es vielmehr noch eine grosse Frage ist, wie ich denn nicht ohne Grund daran zweifle, ob die Jesuiten auch nur einen einigen Christen aus jenen unglücklichen Indianern gemacht haben, wenn man anders nicht der Gottesgelahrtheit der Gesellschaft eine blos mechanische Annahme der Taufe ohne weitere Kenntniß weder von den Geheimm-

nis-

nissen, noch der Sittenlehre der Christen für christliche Religion will gelten lassen.

Gleiche Betrügereyen findet man in allen anderen Missionsgeschichten dieser Väter. Es ist bekannt, daß ihre Lettres édifiantes ein Magazin von Lügen sind. Der P. Gumilla schrieb die Geschichte von Orinoco nach Denkwürdigkeiten, die man ihm in Madrit gab. Ich habe vielen Umgang mit Leuten gehabt, die auf Befehl des Königs von Spanien das ganze bekannte Land untersucht haben, daß an jenem erstaunlichen Fluß liegt, aber ich bin auch dadurch überzeugt worden, daß das Buch des P. Gumilla sowohl im sittlichen als physischen eine blosse Fabel ist, die bloß ad majorem Societatis gloriam erdichtet worden. Das nämliche muß ich von des P. Burriel Beschreibung von Californien sagen. Ein Werk, wovon der Plan im kaiserlichen Collegio in Madrit entworfen, und ausgeführet worden, ohne daß der Verfasser aus dieser Stadt hinausgekommen. Und kurz, so gieng es mit allen Missionsgeschichten der Jesuiten, wenn man es anders Missionen, und nicht vielmehr Handlungshäuser von China, Asien, und Amerika nennen kann.

Nachdem, Dank sey es dem grossen Karl III. König von Spanien! man die Jesuiten als solche hat kennen gelernt, die sie wirklich sind; nachdem dieser Monarch durch ein einiges Wort sie aus allen seinen

an-

ansehnlichen Herrschaften und Ländern in Europa, Amerika, und Asien verjagt hat; nachdem der Statthalter von Buenos Ayres Don Franz Bucarelli sich durch die Zerstörung dieses Jesuitischen Reichs in Paraguay, und durch Zurückführung des Landes unter die Bothmässigkeit seiner rechtmässigen Herren einen unsterblichen Ruhm erworben hat: so können wir nun die reine Wahrheit erfahren, wie es die Gesellschaft anderthalb Jahrhunderte über angefangen, ihre Heimlichkeiten vor der ganzen Welt zu verbergen. Es ist nun Zeit, daß indessen diese Urkunde an das Licht trete, welche man als einen Zusatz zu den Unruhen der Jesuiten dem Publiko vorlegt.

Damit aber kein Zweifel übrig bleibe, daß der Inhalt dieser Schrift ganz zuverlässig sey, so wollen wir in wenigen Worten die Geschichte dieser Schrift, und ihres Verfassers anführen. Der **P. Bernhard Ibagnez** aus der Stadt Vittoria in der Provinz Alava gebürtig, aus einer der angesehensten Famili- en dieses Landes, trat in sehr jungen Jahren in die Gesellschaft Jesu. Er studirte in derselben; weil er sich aber in ihr System nicht recht schicken konnte, so ward er aus derselben gejagt. Er blieb einige Zeit ausser derselben, auf einmal aber nahm er zu jedermanns Erstaunen wieder die Jesuitische Kutte an. Er kam hierauf nach Südamerika, und wurde allda im Dienst der Missionen von **Paraguay** von seinen

Obern

Obern gebrauchet. Nicht lang hernach kamen allda spanische Commissarien an, welche in der Vereinigung mit den Portugiesen die Gränzlinien zwischen den portugiesischen und spanischen Ländern ziehen sollten. Diese Commission war eine Folge vom Traktat von Madrit zwischen beeden Mächten vom Jahr 1750. der aber nicht zu Stande kam, worauf bald hernach zwischen eben diesen Kronen ein neuer Traktat geschlossen wurde.

Das Publikum hat es in so vielen Schriften, die der Lisboner Hof zum Druck befördert hat, ersehen können, was es für Schwierigkeiten gekostet, und wie heftig sich die Gesellschaft widersetzt, und zu verhindern gesucht hat, damit dieser Traktat nicht zu Stande käme. Das Memorial des Jesuiten Generals, so wie es durch die Anmerkungen eines Portugiesen beleuchtet worden, wird ein ewiges Denkmal von der Hartnäckigkeit seyn, mit welcher sich die Jesuiten diesen beyden Kronen widersetzt haben, damit sie nicht in ihr Missionsreich eindringen möchten.

Der P. Ibagnez und der P. Michael de Marimon waren die einigen Jesuiten dieser Provinz, welche ihrem Könige getreu blieben. Sie wünschten, daß man seinen Befehlen gehorchte. Ihr Gehorsam aber ward von denen, die sich als die Herren des Landes, und als unabhängig von aller menschlichen Macht ansahen, nur ihren General ausgenommen, als

ein Verbrechen angesehen. Folglich wurden diese beeden Väter gestraft. Marimon wurde zwischen zwo Mauern eingemauert, und Ibagnez aus der Gesellschaft gejagt. In diesem verlassenen Zustande wandte er sich aus Furcht, ein Opfer der Jesuitenpolitik zu werden, welche in der Rache keine Gränzen hatte, an die Kommissarien des Königs, und bat sie um Schutz. Er fand sie auch bereitwillig, vornehmlich nahm sich der Marchese von Valdelirios, der damals das Haupt der Kommission war, jetzo aber Rath des Königs im Rath von Indien ist, seiner nachdrücklich an.

Unter ihrem Schutz kehrte er nach Spanien zurück, und seine katholische Majestät nahm ihn in ihren besonderen Schutz. Man wies ihm aus der königlichen Schatzkammer eine Pension an, mit welcher er in Madrit bis an seinen Tod lebte, ohne daß jemand, als die Staatsminister, die ihn schützten, und die Jesuiten, die ihn verfolgten, etwas von ihm wußte.

In dieser Einsamkeit setzte er verschiedene Werke auf, brachte auch die andern zur Vollkommenheit, die er zur Zeit, als er in Amerika gewesen, angefangen hatte. Sie bestehen in verschiedenen Traktaten von Philosophie, und Mathematick, worinnen er sehr viele Kenntniß besaß, in einigen kleinen Werken der Sittenlehre, und in der Geschichte des jesuitischen Reichs in Paraguay, so wie er selbst während seines Aufenthalts allda die Sachen gefunden hatte. Das

Werk,

Werk, das hier dem Publiko vorgelegt wird, ist nur ein kleiner Theil davon, und aus dem wichtigen Inhalt desselben wird gleich ein jeder schliessen, wie nöthig es sey, daß in den jezigen Umständen alle bekannt gemacht werden. Die meiste Aufmerksamkeit verdient ein episches Gedicht, das zwar unvollkommen, und mangelhaft ist, wenn es nach den Regeln der Kunst beurtheilet wird, sonst aber einen wahren Schatz enthält, woraus man den Karakter, das Leben, und die Ränke aller Jesuiten kann kennen lernen, die seit 18 Jahren diese Länder beherrschet haben.

Es geht in Madrid ein Gerücht, daß die Gesellschaft Jesu dem Verfasser dieser Schrift durch einen falschen Freund eines andern Ordens in einer Tauben-Pastete habe Gift beibringen lassen. Wir sind nicht gesonnen, die Sache zu untersuchen, wir wollen auch niemanden wahrscheinliche Verbrechen aufbürden, der ihrer schon genug sichere hat. Zuverläßig aber ist es, daß ermeldter falscher Freund gleich nach dem Tode des von Ibagnez über seine Schriften hergefallen, die er auch alle würde hinweggebracht haben, wo er nicht von D. Peter Rodriquez, Campomanes, und vom Marchese von Valdelirios wäre auf frischer That ertappt worden, welche auf den ersten Wink gleich herbeyeilten, und

diese Schriften retteten, die sie für den Dienst des Königs, und für die ganze Welt als die schätzbarsten Kleinodien ansahen.

Sie gaben von diesem Zufall Sr. Excellenz dem D. Richard Wall, damaligen Staatsminister (Spaniens Ruhm so lang er am Ruder saß, der jetzo der Religion und der christlichen Philosophie seine Tage in seiner Einsamkeit widmet, wo er noch lebt, und von seinem König eben so sehr geliebt wird, als ihn seine Freunde missen) unverzüglich Nachricht, desto mehr, da der Verstorbene in seinem Testament die Verordnung gemacht, daß man nach seinem Tode alle seine Papiere in das Staatssekretariat liefern sollte. Das kleine Werk, das hier aus dem Spanischen übersetzt geliefert wird, ist eine getreue Copie, die man von der Urschrift des Ibagnez selbst genommen, wie viele angesehene Personen in Spanien und Italien, wenn sie wollen, von ihrer Zuverläßigkeit zeugen können.

Es ist dieß hinreichend, den Werth des Werkes zu bestimmen, das wir dem Publiko liefern, und wir hoffen indessen, daß der spanische Hof die kostbaren Handschriften der Welt vor Augen legen wird, die Franz Luccarelli in den Zimmern der Jesuitischen Pfarrer zu Paraguay gefunden hat. Am Ende bit-

ten

ten wir den Leser, sich dieser einigen Anmerkungen zu erinnern. Wenn die Gesetze diejenigen sind, die zu allen Zeiten, und in allen Ländern das Gemälde von den Sitten der Völker entwerfen; wie groß muß das Verderben der Einwohner von Paraguay und ihrer Gesetzgeber seyn, wenn wir ihre Gesetze in diesem Buche von solcher Beschaffenheit finden werden.

Erster Abschnitt.

Vorrede von P. Ibagnez. Natürlicher Ursprung des jesuitischen Reichs.

§. 1.

Vorrede des Verfassers.

So bald man in diesen Missionen der Guarani das Manifest sah, das der Lisbonische Hof unter dem Titel einer kurzen Relation von der Republik, welche die Jesuiten in diesem Lande gegründet, und an das Licht hatten treten lassen, so geriethen sie in eine unglaubliche Furcht, so sehr sie auch äusserlich es zu verachten schienen. Sie suchten die Leute zu bereden, daß die gemeldte Relation ein Pasquill sey, das etwa ein Ketzer verfaßt habe, der einen so grausamen Gift ohne rechtliche Beweise habe

in

in die Welt ausstreuen wollen. Wir sahen sie daher unverzüglich alle ihre Ränke spielen, und alle Triebfedern in Bewegung setzen, deren sie immer fähig waren, damit sie den Inhalt jener Relation unglaublich machten. Sie liessen sich von ihren Verehrern und Anhängern Erklärungen, und Zeugnisse geben, daß sich die Sache nicht so verhalte, wie jenes Manifest vorgiebt. Hätten sie die Wahrheit gesucht, so hätten sie auf tausend andere Beweise der hier vor Augen liegenden Erklärung achten müssen. Denn hier werden die Beweise der Begebenheiten, von ihren Vätern und Mitbrüdern selbst hergenommen. Ich berufe mich auf Schriften, die ihnen zur Norm ihrer Regierung dienen, und ich habe alle Originalschriften in meinen eigenen Händen.

Der Vater Provincial, **Joseph Barreda** mußte freylich befürchten, es möchte das scharfe Auge der königlichen Kommissarien, die zur Bestimmung der Gränzen und Verwechslung und Absonderung der Länder zwischen Spanien, und Portugall abgeschickt worden waren, einer so wichtigen Sache, als das Jesuitische Reich war, auf den Grund sehen, der Sache eine andere Gestalt geben, und man möchte endlich festen Fuß in dem Lande der Missionen von Paraguay setzen, das bisher noch nie durch unreine Füsse befleckt worden, sondern immer Jungfer geblieben war. Was that er? Er bediente sich der List, die

ihnen so gemein ist, versuchte den König wider die königlichen Commissarien einzunehmen, von welchen er in folgenden Ausdrücken an den König schrieb. a.

„ Sie fiengen an die Ehre der Jesuiten dieser „ Provinz mit ihren Zungen anzutasten, und mit „ ihren Schriften zu mißhandeln. Sie schrieben „ es ihren Eingebungen zu, daß sich die India„ ner widersetzen, und sie hatten hiezu keinen an„ dern Grund, als den alten Irrthum, und die „ fälschliche Vermuthung, welche fremde Nationen „ als gewiß und ausgemacht angesehen, als ob „ diese Provinz grosse Reichthümer hervorbrächte, „ die sie aus gewissen, in der Einbildung beste„ henden Goldminen zöge, welche nach ihrem „ Wahn in dem Mittelpunkt ihrer Länder verbor„ gen stecken; diese Einbildung konnte niemals den „ Leuten aus dem Sinne gebracht werden, ob„ schon das Gegentheil bekannt ist, in welcher die„ se Provinz immer gelebt hat. Denn die Herz„ haftigkeit, mit welcher die Missionarien ihr Le„ ben verloren, und ihr Blut durch die Hände „ der Barbaren verspritzt haben, hat kein anderes Inter„ resse zum Grunde gehabt, als daß die durch „ das theure Blut **Jesu Christi** erlösten Seelen ge-

a) In seiner Vorstellung an den König vom 13 Ma 1753.

„ gerettet würden, die sich in den dicksten Wäldern verbergen, als arme Leute, deren Seelen in ganz rohen und thierischen Körpern wohnen. Wenn es in den menschlichen Kräften stünde, die kostbare Seele von den niedrigen Banden ihrer natürlichen Wildheit abzusondern, so würden sie diesen Schatz ohne Zeitverlust ergreifen, und diese Väter würden von allen zeitlichen Gütern und von allen Reichthümern weit entfernet seyn, welches sich solche Leute in ihren Gedanken träumen lassen, die ohne christliche Liebe den Jesuiten ein so grosses Verbrechen Schuld geben, die doch um von der Welt getrennt zu seyn, in diesen Einöden als Einsiedler und Anachoreten, oder um es noch besser zu sagen, als Martyrer der christlichen Liebe leben, unaussprechliche Martern leiden, und mit unüberwindlicher Geduld an diesen Leuten aus Liebe zu Gott arbeiten, den sie so gut als die am besten unterichteten Christen loben . . . Allergnädigster König, alles, was ich bisher angeführet habe, sucht die Bosheit solcher Leute in Vergessenheit zu bringen, welche ihre zeitliche Absichten durch solche irrige Vorgebungen zu bemänteln suchen. Und da sie die notorische Wahrheit nicht leugnen können, daß die Indianer durch den Dienst der Missionarien getreue Unterthanen Eurer Majestät sind, so suchen sie itzo die

„ Sorgfalt, womit sie unterrichtet haben, in
„ eine **uneingeschränkte Herrschaft** zu verwan-
„ dele, nach welcher die Jesuiten sie durch ihren
„ blossen Wink bewegen können. „

Dieses baufällige Haus, dieses Vorurtheil, das man auf dem Pomp schwülstiger Ausdrücke gebauet, das man auf dem unstäten Sand heuchlerischer Gesinnungen gegründet, das man mit schlüpfrigen und falschen Verleumdungen wider die königlichen Commissarien übertüncht, die man ohne Barmherzigkeit verläumdet hat, damit die Wahrheit nicht an das Licht käme, im Falle, wenn die Commissarien Bericht vom wahren Hergang der Sache erstatteten, soll in dieser Schrift vernichtet werden, in welcher man erweisen wird, daß die Jesuiten eine uneingeschränkte Herrschaft über die Indianer gehabt haben. Der Anfang einer so feyerlichen Uiberschreitung der Verordnungen des heiligen Ignatius hatte immer weitere Folgen, und man verrachtete ohne Scheu göttliche und menschliche Gesetze, um sich anderthalbhundert Jahre durch die listigen Ränke zu behaupten, wie ich itzo darthun werde.

§. 2.

Die Jesuiten machten sich zu Herren von den Pfarreyen, ob es schon ihren Ordensre-

geln

geln zuwider war, bemeisterten sich des Zeitlichen, und gründeten ihr Recht.

Daß die Jesuiten mit allem Eifer die Bekehrung dieser Indianer gesucht, und zu ihrem grossen Ruhm erlangt haben, das muß der Kirche angenehm seyn, sie mußte die Gesellschaft loben, weil es eine von den Absichten ist, auf welche ihr Orden gänzlich abzwecket: Finis hujus Societatis est, non solum saluti, & perfectioni propriarum animarum cum divina grat a, sed cum eadem impense in salutem & perfectionem proximorum incumbere — his e im duobus finis adæquatus nostri instituti componitur. Immo ad hoc potissimum dicitur Societas instituta, ut ad fidei defensionem & propagationem & profectum animarum in vita — — sive ad Turcas sive ad quoscunque alios infideles in Indiis etiam versantes. b)

Daß aber die Jesuiten, nachdem sie die Indianer zu einem bürgerlichen und christlichen Leben gebracht, auch Pfarreyen angeleget, und seit mehr dann hundert Jahren in dem Besitz dieser Pfarreyen geblieben, das wird weder die Kirche loben, die wohl andere Diener hat, die sie hiezu gebrau-

b) Epitome Institut. Soc. Jesu. p. 1. 377. 246.

chen kann, noch hätte es die Gesellschaft erlauben sollen; eines Theils, weil ihr solche Pfarreyen verbothen sind, hernach, weil sie auch wider die Absicht ihrer Ordensregeln streiten, wo es heißt: Interdicimus etiam suscipere curas parochiales animarum... Inter conditiones autem repugnantes instituto numerantur primo curæ animarum. c)

Die erste Ursache ist diese, weil der Beruf der Jesuiten nicht dahin gehet, ruhig, stät, und bleibend an einem Orte zu seyn, so wie die Pfarrer bei einem Volke, und an einem Orte bleiben, sondern überall auszugehen, Gläubige und Ungläubige an allen Enden der Welt zu besuchen, wo sie hoffen können, die größte Frucht in Ansehung des Seelenheils zu schaffen. Nostræ vocationis est d) diversa loca peragrare, & vitam agere in quavis mundi plaga, ubi majus animarum auxilium speratur. Denn diese Gesellschaft ist wie ein fliegendes Korps, das einige kurze Unternehmungen machen muß, wozu es seinen Unterricht vom Pabste bekömmt, der die Zeit bestimmt. Und wenn er auch keine Zeitbestimmung hinzusetzt, so wird dafür gehalten, daß ein dreymonatlicher Aufenthalt an einem Orte hinreichend ist.

Pe-

---

c) Eben daselbst p. 425. III.
d) Eben daselbst. p. 408.

Petenda instructio scripta e) quo exactius injuncta expeditio impleri possit, aut certe verbotenus mens summi pontificis intelligatur. Et ubi tempus limitatum non fuerit, in locis particularibus trimestris statio sufficiat.

Die zwote Ursache ist, weil der Herr Stifter nicht gewollt hat, daß sich seine Schüler in Beförderung des Nutzens ihres Nächsten weiter ausdehnen sollten, als es die eigene Liebe eines von der Welt ausgegangenen Mönchs erlaubet, nicht nur deswegen, weil seine Söhne selbst Schaden leiden könnten, wenn sie das Wohl anderer mit einem ausschweifenden und unklugen Eifer betrieben, sondern auch, damit alles Mißverständniß zwischen der Geistlichkeit und den Orden vermieden würde, die sie etwa schon an einigen Orten angesessen fänden. f) Zu diesem Ende befiehlt er ihnen die christliche Lehre zu lehren, die geistlichen Uibungen zu geben, die Hospitäler, und Gefangenen zu besuchen, Allmosen für sie zu suchen, ihnen zu predigen, Leute, die in Sünden leben, zu bekehren, den Bruderschaften beizuspringen, da, wo sie nicht sind, sie zu errichten, zum öftern Gebrauch der Sakramente zu ermahnen, in den benachbarten Orten, und

e) Eben daselbst. p. 247.
f) Eben daselbst p. 419.

und bei Ungläubigen Missionen zu halten, die Jugend in der Tugend zu unterrichten, zukünftige Geistliche zu den nöthigen Wissenschaften anzuführen, welches lauter Werke sind, worüber sich niemand ärgern kann, sondern die vielmehr zu jedermanns Erbauung gereichen.

Im Gegentheil lehrt er sie auch, von welchen Werken sie sich enthalten sollen, weil sie die Gränzen einer geistlichen Liebe überschreiten. Ea vero, quæ vitanda sunt nostris, ne in proximorum utilitatem effusi, longius provehantur, quam religiosa charitas patiatur, ex sequentibus patent. g) Er sagt auch, was das sey. Sie sollen sich nicht in öffentliche Angelegenheiten der Fürsten oder in Staatssachen, oder in andere weltliche Geschäfte mengen, wenn es auch schon Sachen ihrer Anverwandten seyn, noch Executoren der Testamente seyn. Er will, sie sollen nicht frommen Vermächtnissen beiwohnen, wenn sie gemacht werden, sie sollen nicht bei Tribunalien erscheinen, sie sollen keine Synodal - Examinatoren seyn, sie sollen die Aufsicht über die Nonnen nicht annehmen, sich die Pfarreyen abbitten. Denn wenn sie auch schon dieses alles in guter Absicht thun, so entsteht doch daraus Neid, und Uneinigkeit.

Al-

g) Eben daselbst p. 422

Alles dieses achteten die Väter nicht. Nachdem sie einmal die Pfarreyen gestiftet hatten, so behaupteten sie sich in denselben, und das thun sie noch. Ich habe ihnen diese sichtbare Uiberschreitung unserer Regeln oft vorgehalten, so lang ich in Paraguay war, und sie gaben mir verschiedene Antworten. Die leidlichste war diese, daß sie mich aus dem Institut selbst widerlegten, welches gleich, nachdem es die Pfarrey verboten hat, hinzusetzt. Jus autem illud, Collegii Gandiensis præsentandi tres parcchiales neophitorum visum fuit retinendum, ut melius consuleretur illorum spirituali necessitati h). Wenn es nun in Betracht des größern geistlichen Wohls der schwarzen Neubekehrten erlaubt war und angieng; daß das Collegium von Gandia gemeldte drey Pfarrer präsentirte, so wird es eben so wohl angehen, daß die Provinz Paraguay dreyßig für die neubekehrten Indianer präsentire.

Ich bin von jenen drey Pfarrern von Gandia nicht belehret, aber ich ersehe aus dem Text selbst, daß die Pfarrkinder neubekehrte Mohren, schon erwachsene Leute waren, und ich habe schon oben angeführt, daß diese Art von Pfarreyen den Jesuiten sehr anständig ist. Da aber diese Indianer keine Neu-

h) Eben daselbst p. 425.

Neulinge mehr, sondern schon alte Christen sind; so sind ihre Pfarrer, und Pfarreyen von der Klasse derjenigen, welche das Institut verbietet, und repugnantes, widersprechende nennet. Ich sage, diese Indianer von Paraguay sind keine Neulinge mehr, wenn sie schon von den Jesuiten so genennt werden. Denn Neulinge, Neophyti, sind solche, die sich bekehren, wenn sie schon erwachsen sind, nicht aber diejenigen, die in der Jugend getauft werden. Und wenn auch schon einige unter diesen Leuten erst neuerdings vom Heydenthum bekehrt worden wären, so könnte dieses nicht zum Vorwand dienen: denn ein so kleines Accessorium macht keine Veränderung, wenn sich nicht das Principale verändert. Sonst wären bey diesen Völkern oft mehr Pfarrer als Pfarrleute.

Ihre andere Antwort war, die Jesuiten mußten wohl Pfarrer seyn, weil sichs nicht anders thun ließe, und man Mangel an Leuten hatte, die Pfarrer abgeben konnten. Denn die Weltgeistlichen und Mönche in diesen Ländern sind Ignoranten, haben weder Tugend noch Eifer. Wollte man solche Leute zu Pfarrern machen, so hieße das eben so viel, als wenn man eine so blühende christliche Völkerschaft zu Grunde richten wollte. Man kann ihnen auch nicht einmal erlauben, im Vorbeireisen, sich unter den Völkern dieser Provinz aufzuhalten.

Da-

Daher kam es, daß der P. Provincial Ludwig della Rocca noch zu den Befehlen, wodurch seine Vorgänger ihnen den Eintritt in ihr Land erlaubten, ein scharfes Gebot des heiligen Gehorsams und die Strafe einer Todtsünde für die Jesuiten hinzusetzte, welche den Geistlichen und Mönchen erlaubten auch nur im Durchreisen bei diesen Völkern sich aufzuhalten. Aber unser Institut verbietet doch auch, damit ich bei ähnlichen Fällen bleibe, es sollen sich die Jesuiten nicht mit der Sorge für die Nonnen beschäftigen. Es verbietet es sehr ernstlich: Præterea vetitum nostris est, curam suscipere mulierum religiosarum vel aliarum quarumcunque, ita ut illarum confessiones audiant vel ipsas regant, neque ad id cogi possunt, & sicubi opus fuerit, summus Pontifex rogandus, ut hanc constitutionem infringi minime patiatur i). Nichts destoweniger ist unter den wenigen Nonnenklöstern im Gebiete dieser Provinz keines, das nicht Jesuiten zur Regierung hätte, und darüber wird so ernstlich und streng gehalten, daß eine gewisse Frau, als sie Nonne im Kloster der H. Catharina von Buenos-Ayres wurde, die Erlaubniß nicht erhalten konnte, bei dem P. Provincial der Mercenarien zu beichten. Denn

wenn

i) Eben daselbst p. 380.

wenn die Geistlichen und Mönche, die in diesem Lande sind, fähig wären, die zärtlichen, und gewissenhaften Nonnen zu regieren, so würde nothwendig daraus folgen, daß sie noch viel tüchtiger wären, die rohen, und ungesitteten Indianer zu regieren.

Was ich in diesem Punkte versichern kann, ist dieß, daß ich gar keinen Unterschied zwischen Ihnen, und den spanischen Geistlichen mache, ausser daß ich sagen muß, die hiesigen (paraguaischen) Geistlichen sind gemeiniglich vernünftigere Männer, die sich viel klüger betragen. Man sieht hier keinen von ihnen, der ein ärgerliches Leben führte (ich rede nicht von den Schiffkaplanen), die meisten unter ihnen sind Doktoren in der H. Gottesgelahrtheit, und zwar nicht blos dem Namen nach, die übrigen sind doch wenigstens Leute, die auf der hohen Schule den Magister-Grad in den Künsten angenommen. Jedermann sieht und weiß es, daß sie sich häufig auf den Kanzeln, und in den Beichtstühlen einfinden, sie sind bescheidene, und reifdenkende Männer. Die größte Probe ihrer Rechtschaffenheit zeigt sich in der Geduld, womit sie ihre Verläumder ertragen, und in der Klugheit, wegen ihrer überwiegenden Macht, sich nicht mit ihnen in Streit einzulassen.

Aber gesetzt, die hiesigen Geistlichen, und Mönche wären nicht so rechtschaffen gut, so kann man doch wenigstens nicht läugnen, daß sie besser als diejenigen

sind,

sind, an deren Reformation das Concilium von Trient so eifrig arbeitete, und daß die Constitutionen der Jesuiten vor dieser Reformation gemacht worden. Wenn nun auch im Falle, daß die Geistlichkeit einer solchen Reformation nöthig hatte, der H. Ignatius die nämliche Geistlichkeit nicht für unwürdig ansah, Pfarrstellen zu bekleiden, sondern seinen Schülern dem ohngeachtet doch verboten hat, Pfarrstellen anzunehmen, so ist augenscheinlich, daß er diese weltliche und Regular-Geistlichkeit noch viel weniger als unwürdig ansehen würde, Pfarrer bey diesen Indianern zu seyn, folglich daß er den Jesuiten ihre verächtliche Großsprecherey ins Angesicht tadeln, und sie ausschicken würde, die unzählbaren noch ungläubigen Indianer von Chaco die in ihrer Provinz sind, und die Charruai, Minoani und Guagnanai, so diese Missionen umgeben, zu bekehren, wenigstens daß er ihnen nicht erlauben würde, aus diesen Ungläubigen eben so viele Bundesgenossen wider den katholischen König und eben so viele Meuchelmörder zu machen, welche die Spanier hinderten, unter diese Völker einzudringen.

Aber ohne diesen Mantel der Pfarreyen könnte man den Anfang und den Ursprung der weltlichen Regierung nicht verdecken, welches die Hauptstärke dieses jesuititischen Reichs ist, dessen Geburt ganz natürlich

zugieng, und nicht den mindesten Verdacht hatte, daß es eine unrechtmässige Geburt wäre. Denn als die Jesuiten diese zerstreuten Indianer vereinigten, und zu einem brüderlichen und christlichen Leben bewegten, so übernahmen sie, ohne sich von ihren Grundsätzen zu entfernen, die Sorge für ihr Geistliches, und Weltliches, und ohne in dem Einen oder andern eine Neurung zu machen, sahe man dieses königl. priesterliche Regiment wohl gegründet.

Fragt man sie, warum denn diese Indianer, wenn sie einmal gesittet geworden, ihre zeitliche Angelegenheit nicht eben so gut besorgen könnten, als die anderen unzähligen Völkerschaften von Mexico und Peru? Wenn davon die Rede ist, daß man die gute Erziehung lobt, die die Jesuiten den Indianern geben, so mahlen sie die Indianer als eben so viele Lykurge, und Cicerone ab. Auf einmal werden die Indianer wieder unfähig sich selbst zu regieren, und scheinen von einer ganz andern Masse, als zuvor zu seyn. Hingegen versichern uns doch alle diejenigen, welche beede Amerika durchreiset, daß sie alle von einer Art, mit einem Wort, daß sie alle Indianer sind; und wenn man auch die Indianer von Cinanola und im Norden von Mexico mit den Pampas und den Indianern, die von Buenos Ayres gegen Süden woh-

nen

nen, vergleicht, so ist in einer so grossen Entfernung nicht der geringste Unterschied unter ihnen. Wenn nun die meisten sich selbst zu regieren wissen, warum sollten denn die hiesigen es nicht thun können? Weil es guaranische Indianer sind, sagen die Jesuiten. Aber sind dann das keine Guarani, für deren Seelsorge die Priester und Mönche sorgen? Sind das keine Guarani, die, wenn sie von der Sklaverey hören, in der sie von den Jesuiten gehalten werden, unter die Spanier davon fliehen? Wenn nun alle diese Guarani es so weit bringen, daß sie Lebensart lernen, und sich selbst zu regieren wissen; warum sollen verhältnißmässig die Indianer in Paraguay nicht eben so viel leisten können, die unter den Jesuiten stehen? Von jenen Guarani und ihrer Geschiklichkeit zeugt doch der Violinist Felix von Buenos Ayres, der durch seinen Fleiß sich und seine Familie besser als viele Spanier erhielt, der hernach, wie die Jesuiten selbst erzehlen, nach Kadix kam, und sich allda durch seinen Verstand ein gutes Kapital erwarb. Und wenn die Jesuiten nichts als den geistlichen Schatz ihrer Seele suchen, warum haben denn diese Väter, weil die Indianer ihre zeitliche Dinge nicht zu besorgen wissen, nicht, wenigstens um Verdacht, und Vorwürfe zu vermeiden, getrachtet, daß einige weltliche Spanier in diese Länder kämen, ihr Vermögen zu verwalten? Ja, antworten die Jesuiten, das kann

ohne Gefahr ihres geistlichen Wohls nicht geschehen. Solche Verwalter würden ihre Güter verschleudern, durch ihre böse Beispiele, die unter den Spaniern herrschen, die Sitten verderben, und daher ist es als eine Todsünde verboten, keinen Spanier in ihre Missionen hinein zu lassen.

Zweyter Abschnitt.

Erweis vom Daseyn des Jesuitischen Reichs aus ihren Reichthümern, und Einkünften.

§. I.

Die Einkünfte der Missionen betragen jährlich über eine Million Pezze.

Hört man diese allerliebsten Väter an, so sind sie Regenten, und Pfarrer dieser Völkerschaften, blos deswegen, weil sie es nicht anders machen können, und es ihnen an rechtschaffenen Männern fehlt. Fürwahr ihr Eifer, und ihre Liebe vermag viel bey ihnen, denn diese nöthigte sie, einige Bedienungen zu übernehmen, welche ihren Regeln, und dem Institut gerade zu widersprechen. Der General Tirso Gonza-

lez sagt: (k) Weil aber kein Mittel ist, das Zeitliche der Indianer zu verwalten, so habe ich für gut erachtet, zu erklären, es soll der Superior der Lehranstalten der Generaladministrator aller Lehranstalten seyn, und Vollmacht haben das Zeitliche zu verwalten, jedoch unter dem Provincial stehen. Ich gedenke der Provincial werde eine gleiche Vollmacht haben, und dem General allein untergeordnet seyn. Dieser ist also der König, jener der Unterkönig dieser Missionen.

Jedoch wir wollen mit diesen Verwaltern, die das Recht haben über das Zeitliche zu verordnen, abrechnen. Daher lasse ich folgende Berechnung vom Jahr 1751 voraus gehen.

k.) Befehle, Verordnungen, und Briefe der Generale, und Provinciale B. II. p. 106.

Völkerschaften.	Famili-lien.	Witwer	Wittwen.	Knaben.	Mägdlein.	Seelen.
S. Ignatius Guazà	488	18	172	542	564	2227
Nuestra Sennhora da fè	980	7	210	1145	1332	4614
S. Rosa	584	3	122	711	673	2677
S. Iago	554	18	184	996	810	3916
Utapua	819	10	211	697	816	3372
Candelaria	540	1	134	422	453	2090
S. Cosimo	404	2	121	297	237	1465
S. Anna	62	10	136	1208	1905	4575
Loreto	806	6	94	823	889	3424
S. Ignatio Miri . .	592	5	173	636	671	2669
Corpus	881	8	126	1164	1135	4213
Iesus	424	2	62	480	462	1854
Trinità	566	2	141	586	469	2330
S. Ioseph	436	8	149	561	510	2100
S. Carlo	431	6	157	325	361	1711
Apostoli	450	11	144	540	570	2165
Conception . . .	589	8	147	598	611	2542
S. Maria	568	6	85	564	226	2317
S. Xavier	539	6	64	558	406	1912
Mrairi	805	15	53	761	737	2176
S. Nicola	1042	3	285	1014	1067	4455
S. Luigi	826	10	158	888	945	3653
S. Laurenzo . . .	490	9	60	348	438	1835
S. Michael . . .	1405	5	278	1919	1942	6954
S. Giovanni . . .	846	0	92	930	846	3560
S. Angelo	1161	23	150	1419	1272	5186
S. Tomaso . . .	589	12	245	692	705	2832
S. Borgia	650	25	467	869	889	7550
la Croce	652	10	215	449	430	2408
S. Giovacchino . .	151	5	7	240	261	815
Yapeyù	1669	15	432	1539	1622	6926
S. Stanislao . . .	268	0	—	—	—	1063
Summa	21267	269	5074	23721	24254	97582

Im folgenden Jahre stieg das Verzeichniß, das der P. Provincial Joseph de Barreda dem König gab, auf 99339 Seelen, doch ohne die Seelen von S. Giovacchino und S. Stanislao mit einzurechnen. Mit denselben war die ganze Summe 101217. Wir können also, ein Jahr ins andere gerechnet, die Anzahl der Seelen auf hunderttausend rechnen. Im Verzeichniß wird die Anzahl der Familien auf 21267 berechnet, welche 45274. Köpfe von beeden Geschlechtern ausmachen. Wir wollen Brüche und das ungerade weglassen, und dasselbe für die alten Männer und Weiber ansetzen, die zur Arbeit untüchtig sind. Folglich bleiben noch 40000 übrig, die zum Geschäfte taugen. Von 5074. Wittwen sollen nur 4000, und von 269 Wittwern nur 200 zur Arbeit tüchtig seyn. Von den 47,975 Knaben und Mägdlein wollen wir die Hälfte als untauglich angeben. Diese Berechnung ist gewiß gelind. Denn die ledigen Mannsleute heyrathen nicht vor dem siebenzehnten Jahre, und die Weibsleute nicht vor funfzehn. Vom siebenten oder siebenzehnten oder funfzehnten müssen sie ihnen doch zu etwas dienen. Folglich würden die nützlichen, die dienen können, 23987 ausmachen. Die Summe der Tauglichen betrüge demnach 68187. Alle übrige bis auf hundert tausend wollen wir als unnütz ansehen. Dieses vorausgesetzt,

kom-

kommen wir wieder auf die Rechnung, die wir mit der Ausgabe und Einnahme vergleichen wollen. Wir wollen auch einstweilen zugeben, daß das Vorgeben von vorhandenen Goldminen ein blosser Betrug sey. Werden denn die Einkünfte der Arbeiten und des Fleisses einer so ansehnlichen Völkerschaft, unter den Händen der Jesuiten in einem so fetten, und ungeheuer grossem Lande minder beträchtlich seyn? Wir wollen nun ohngefähr sehen, was die Einkünfte betragen?

Wir wollen von den Einkünften aus den Häuten der Thiere den Anfang machen. Man merke aber wohl, daß ich nicht davon rede, was sie jetzo, nachdem sie das an Portugall abgetretene Land verlassen haben, in jeder Völkerschaft schlachten. Denn die Noth hat die Väter gezwungen, einen mindern Theil von Fleisch zu geben, und dagegen Hülsenfrüchte, Röttiche, und Gartengewächse auszutheilen. In den vorigen Zeiten wurden theils für die Landleute in so vielen Gegenden, Pfarreyen, und Niederlassungen, theils für das Volk in den Colonien in den bevölkertesten Oertern, wie in Yapajù und St. Michael die Woche über 200 Schaafe geschlachtet, in den mittelmässigen wie in St. Anna, St. Nicola, und St. Angelus über 180, und in den geringsten über 100. Gleicht man sie nun gegen einander aus, und nimmt nur 125 auf die Woche

 an,

an, so werden das ganze Jahr über geschlachtet 291000 Schaafe, welches eben so viele Häute ausmacht.

Die Väter selbst essen kein Fleisch von dieser Art, sondern Kühe, und junge Kälber, die Indianer essen Ochsen- und Stierfleisch. Folglich bleiben mit allem dem, was ich in der Rechnung überschlage, 15000 Ochsenhäute des Jahrs, ohne diejenigen, die man zubereitet, und ausser Land zum Verkauf schickt. Denn die Häute der Kühe, der Stiere, der Kälber, werden zum Gebrauche dieser Völkerschaften im Lande gelassen. Der Transport von S. Fè und Buenos Ayres kostet die Väter nichts: denn dieß müssen die Indianer mit ihren eigenen Barken thun, und ihr Unterhalt in diesem Falle ist gedörrt Fleisch, das sie mit sich führen, wenn sie kein frisches auf der Reise finden. Hier zu Land ist das Fleisch sehr wohlfeil. In den beeden hiezu bestimmten Magazinen wird eine jede Ochsenhaut für $2\frac{1}{2}$ gute Pezze, das ist 25 Paoli angesetzt. Also sind

150000 Ochsenhäute = 375000 Pezze - 937500 römische Scudi.

Wollte man mir einwenden, ich setze die Anzahl der Schaafe zu hoch an, die man jährlich schlachtet, so wollte ich ihn werkthätig und durch Zeugnisse überweisen. Wir Spanier die wir hier

im

im Lande Uraguay wohnen, machen nicht so viele Leute aus, als ein Volk in dem oben angeführten Verzeichniß ist, wenn man auch die mittlere, das ist, keine der volkreichsten und keine der geringsten annimmt. Wir essen auch nicht blos allein Fleisch, wie die Indianer thun. Wir sind auch nicht zur Hälfte so gefräßig als diese: denn vier Indianer essen an einem Tage ein ganzes Schaaf auf, wenn sie Gelegenheit haben. Und doch sehe, und weiß ich, daß im May 1759 dem Kapitän D. Clemens Lopez im Generalquartier von S. Borgia mehr dann zehntausend grosse und fette Schaafe übergeben waren. Bei dieser Völkerschaft von St. Nikolaus sind unserer kaum 150 Spanier, wir essen Brod, Kräuter, gesalzen Fleisch, Gartengewächse, und doch werden monatlich über 100 Schaafe geschlachtet.

Man höre aber den P. Provinzial Antonius Machoni an, der sagt 1) „Nachdem einige Völ„kerschaften mich ersucht haben, die übrigens ge„nau auf ihre Haushaltung Achtung geben, und „bei denen die Kühe sich sehr vervielfältigen, „daß, wenn man ihnen auf einmal mehr Kühe „gebe, als man sonst für den ganzen jährlichen „Auf-

1) Befehle, Verordnungen u. s. f. der Generale und Prov. T. I. p. 194.

„ Aufwand giebt, sie sich anheischig machen, hin„ führo keine zu begehren, weil sie durch die Ver„ vielfältigung derjenigen, die sie schon hatten, mehr „ haben müssen, als sie verzehren, so habe ich mit „ Gutachten der Väter des Zusatzes und unter der „ Bedingung, die sie anführen, beschlossen, daß „ man jenen Völkern von S. Ignatius Miri, von „ Loreto, und von S. Carlo 40000, und einem „ jeden Della Concezion 10000 nach S. Luigi „ und S. Angelo 50000 für jedes geben solle. „ Daher ich nach überwiegenden Gründen der Klug„ heit vermuthe, es möchten in wenig Jahren die „ Kühe der beeden Lederanstalten, und Viehheer„ den von Yapeyù und St. Michael ausgehen, „ wenn man alle Jahre so viele, bis auf 40000 „ darauszieht, um den andern Völkerschaften zu „ Hilfe zu kommen. Wenn man immer davon „ nimmt, und keinen neuen Zusatz macht, so kann „ die Heerde nicht lang dauern. „

Wenn nun 40tausend Kühe blos ein jährliches Allmosen waren, welches diese Völkerschaften den andern gaben, und wenn die wenigen, die für ihre Lederanstalten, und für die Vermehrung Sorge trugen, alle Jahre 23000 Küche mehr zogen, sollte noch jemand glauben, daß ich in meiner obangestellten Berechnung der geschlachteten Thiere zu viel sage?

Was

Was das Kraut, das man das Kraut von Paraguay nennt, betrifft, so habe ich die Väter mehr denn tausendmal erzählen gehört, daß sie davon über 60000 Arroben, das ist, 150000 Pfunde unseres Gewichtes einsammlen. Davon giebt man einen Theil einigen Leuten statt der Besoldung, in einigen Ortschaften aber giebt man nicht allen. Und da diese Portion sehr klein ist, so wird eine Arrobe, das ist ohngefähr 25 Pfund für die Portion eines Tages dienen, ja sie wird auch überflüssig seyn, und mit 400 Arroben des Jahrs wird man der Völkerschaft die Portionen geben, welche aber noch mehr gebrauchet. Die richtigste Berechnung ist, daß man in allen Völkerschaften zusammen genommen des Jahrs weniger als 10000 Arroben verzehrt, und daß zu S. Fè, und Buenos Ayres in die Magazine ungefähr 25000 geliefert werden.

Eine Arrobe von Kraut von Palos, ein Jahr in das andere gerechnet, wird allda, das Pfund zu 16 Unzen gerechnet, 15 Paoli gelten. Das Kraut Caa-Mini gilt 2½ Pezze, das ist 25 Paoli, und sehr oft drey Pezze, das ist drey römische Scudi allerwenigstens: denn ein peso forte ist gerad eine Unze Silbers, und gleichwie alles dieses Kraut um ein Drittel mehr gilt, als das Kraut von Palos, das eben dasjenige ist, das man den Indianern giebt, so kann man den Betrag der 50000 übrigen Arroben

ben auf mehr dann 720000 römische Scudi berechnen.

Rohe, gesponnene, und gewebte Baumwolle; Honig, Wachs, Zucker, Taback in Blättern, Pferde, Maulesel, und andere Erfindungen des Fleißes sind eben so beträchtlich. Man ziehe das ab, was man verzehrt, ich will es noch über dies aufs genaueste berechnen, und die Einkünfte vom Uiberfluß dieser Artikel auch nur auf 120000 Scudi rechnen. Folglich wird die Totalsumme der Einkünfte betragen jährlich

615000 römische Scudi.

Wenn die Väter, denen diese Entdeckung freylich nicht angenehm ist, einwendeten, daß diese Berechnung allzuübertrieben sey, so will ich eine andere auf eine andere Weise machen, die sie mir nicht werden verwerfen können. Der P. Matthias Strobel Superior dieser Missionen schreibt in einem Briefe an den Generalprokurator P. Peter Arroyo, Candelaria den 18 Dezember 1752: „Nur die liegen„den Grundstücke, welche die sieben Völker verloren „hätten, betragen Millionen von Pezze „

Der P. Ladislaus Oros, Consultor der Provinz, Vorgänger des P. Arroyo in der Generalprokuratorstelle von Madrit, bestimmt in einem Brief

an den P. Beichtvater der Kaiserin es so. Gewiß das, was man gar leicht von den Indianern zieht, kann auch nach der niedrigsten Rechnung auf 30 Milionen Pezzi, d' argento di Plata gerechnet werden.

Wollte man nun die Grundstücke (denn bewegliche, und sich bewegende Dinge nimmt man ihnen nicht), die Gebäude, die Kirchen, die Häuser schätzen, ohne es allzu genau zu nehmen, so dürfte er ein Volk in das andere gerechnet nicht auf 100000 Pezzi berechnen, ausgenommen das Volk von St. Michael, dessen Kirche allein 100000 Pezzi werth ist. Ich setze daher, daß alle sieben Völker in diesem Betrag eine Million, und die anderen vier und dreyßig, vier Millionen, und eine halbe werth sind, so werden die tragenden, und Nutzen schaffenden Grundstücke aller Völker, mehr denn 132 Millionen ausmachen, weil jene von sieben Völkerschaften allein mehr denn 30 betragen. Ferner da dieser Fond durch die Väter der Gesellschaft mit 68tausend Arbeitern in Bewegung gesetzt, und bearbeitet wird, denen man den Taglohn nicht bezahlt, und deren Unterhalt, und Kleidung fast nichts kostet, weil er wieder aus ihrem Schweis erhoben wird, wird man denn nicht den Ertrag davon zu drey fürs Hundert ansetzen, folglich ihn jährlich wenigstens zu 4 Millionen berechnen dürfen?

Man wird sagen, der Werth von 30 Millionen sey eine Vergrößerung des V. Consultors gewesen. Ich will es einstweilen zugeben, wiewohl er sagt, er habe es sehr niedrig berechnet. Ich will also die Hälfte abziehen, so wird dennoch der Ertrag der Grundstücke allein zwey Millionen Pezzi betragen, ohne daß darunter das Leder oder Häute und die anderen sich bewegenden Gütter begriffen werden. Meinetwegen begehre man noch einen Abzug. Ich will auch das thun, wenn man mir nur die Berechnung der 615000 Pezzi als sehr niedrig gelten läßt, so will ich auch die zwey Millionen für sehr hoch ansehen, und einräumen, daß es nur eine Million sey.

§. 2.

Die jährlichen Ausgaben, die man von diesen Einkünften abzieht, betragen nur 20 tausend Pezzi.

Für die Ausgabe muß man abziehen erstlich 5000 Pezzi, die als Tribut in die königlichen Cassen gehen, obwohl den Kopf zu einem Pezzo gerechnet, die Summe des Tributs seyn sollte. Gleichwie man aber die **Sinode**, das ist die Besoldung der Pfarrer zu 466 Pezzi, und 3 Silberrealen abzieht, gleichwie ferner alle Weibsleute von der Bezahlung des Tributs frey gesprochen werden, gleichwie endlich al-

le sich dem Tribut entziehen, denen die Väter diese Gnade erweisen wollen, indem sie vorgeben, sie seyn Caziken, Capitularen, Verwalter der Gerechtigkeit, Leute, die im Krieg oder bey der Kirche dienen, oder sie seyn jünger als zwanzig, und älter als fünfzig Jahre, so bleiben dem König oft von 5000 Pezzi allein dreytausend. Und wenn der V. Profurator sagt, er habe Unglück mit dem Viehe gehabt, oder es sey Mißwachs gewesen, so ist der Tribut ganz hinweg, und wird nicht bezahlt; indessen wird es doch als Ausgabe gerechnet. Also setzt man den Tribut an zu 5000 Pezzi.

Zweytens zieht man davon ab andere 5000, wovon Eisen gekauft wird, das man zu Gebäuden, und zu Kleinigkeiten gebraucht, das man als Belohnungen austheilt, z. B. Messern, Scheren, Nadeln, Paternoster, oder gläserne Rosenkränze.

Drittens ziehe man eben so viele Pezzi für die Kleidung, den Wein, und den Taback der Väter der Mission ab. Da der Mantel eben so wenig als der Oberrock abgetragen wird, und ein Unterrock von Tuch nur an sehr feyerlichen Tägen gebraucht wird, da er nach gemeiner Gewohnheit von gefärbter Baumwolle ist, so kostet sie diese Kleilung sehr wenig. Was den Wein betrifft, so giebt man jedem Volke die Woche über eine Flasche, vom Weine von Mendozza kostet die Flasche ein Pezzo oder einen Scudo.

Vom Taback kostet das Pfund zu 16 Unzen gerechnet fünf Pezzi; wenn man jedem 2 Pfund giebt, so sind sie zufrieden. Alles, was man weiter braucht, giebt das Land überflüssig, ich erachte daher, daß ein jeder Missionarius des Jahrs nicht über 80 Pezzi aufwendet, folglich, daß 5000 Pezzi für alle hinreichen. Und bisher beträgt der ganze Aufwand nur 15000 Pezzi. Das übrige aber bis zu einer Million . . . ? wozu wird nun dieses verwandt?

Man sehe wie künstlich der P. Provinzial Barreda die Rechnung macht, und wie fein er vorwendet, daß es auf die Kirchen gewandt werde. Aus überwiegendem Eyfer und aus Noth pflegen sich die Patres, die Pfarrer sind, unvermerkt in einige oekonomische Angelegenheiten zu mischen, welche sehr schwer von der Handlung können getrennet werden, und noch viel weniger von dem schweren Vorwurf können entschuldiget werden, den uns unsere Kleider machen, daß wir nämlich allzusehr dadurch zerstreuet werden, und während daß wir auf die Erwerbung zeitlicher Güter denken, die geistlichen Güter unserer, und anderer Leute Seelen versäumen, daß wir zum Theil die christliche Liebe, mit der Bemühung der Neophyten (so nennet er die Indianer, ob es schon Christen sind, die schon seit 150 Jahren den christlichen Glauben angenommen haben)

ver-

vermengen, so viele und wiederholte Arbeit es auch kostet, daß wir zuweilen aus eitler Ruhmbegierde zu thun beschuldiget werden, damit nehmlich unsere Magazine voll, und die Kirchen profan geziert seyen: aber sie erwegen nicht, in welchem Zustand die operas (das ist, die Indianer,) sind, denen es entweder an ihrem Unterhalt, oder an ihrer Kleidung fehlt, die sie mit den sauerm Schweis ihrer Hände erarbeitet haben. m)

Also diesem Pater zufolge nimmt die Kirche, und die Unterhaltung der Indianer alle Einkünfte dieser Missionen hinweg. Aber die Unterhaltung kann unmöglich Schuld daran seyn: denn die Speise und der Trank eines Indianers kostet hier nichts; denn bei den Schaafen achtet man gar nicht auf ihr Fleisch, sondern auf ihr Vließ. Die Kleidung ist von Baumwolle, die der Indianer säet, und bearbeitet, bis er sie als Kleid anlegt. Der Werth davon steigt nicht auf 6 Pezzi auf die Person, folglich bleibt noch immer eine unermeßliche Summe für die Magazine von S. Fè und Buenos Ayres übrig. Und wenn man ausser diesem den Indianern noch was

 giebt,

m) Ordini, precetti e lettere de PP. generali e Prov. T. 1 p. 308

giebt, so giebt man es den Kaziken, oder sonst einer vornehmen Person, wie es der P. Provinzial Ignatius d'Artcaga selbst sagt: n) und von nicht minderer Betrachtung ist die Kleidung ihre Blöse zu bedecken, wobei man doch allein die Absicht hat, Liebe und Zuneigung von den Indianern sich zu erwerben. Und unserer seits wird man auf die kräftigsten Mittel bedacht seyn, zu verhindern, damit nicht so viele, theils zu den Portugiesen und ihren Heerden, theils in die Provinzen und Städte der Spanier fliehen. Und ob man wohl dieses ihrer natürlichen Neigung zu Neuerungen beymessen kann, so ist es doch gewiß, (wie sie es selbst eingestanden haben, nachdem man ihnen deßwegen Verweise gegeben, und gesucht hat, sie zur Rückkehr unter ihre Völkerschaft zu bereden) daß sie keine andere Ursache ihres Aussenbleibens angeben, als diese, wenn sie auch schon beständig fort arbeiten, so erhaschen sie nicht einmal einen Hut, womit sie ihr Haupt decken könnten, noch einen Kittel, Ungarina genannt (eine ungarische Kleidung), noch Strümpfe, denn solche Dinge bekommen nur die Vornehmsten.

Es

---

n) Eben daselbst Brief von 6 August 1727.

Es kann also die Unterhaltung und Kleidung der Indianer nicht der Schwamm seyn, der die Einkünfte des Landes verschlingt.

Daher bemühen sich die Vätter, daß der Aufwand auf die Kirche alles zudecke, zu welchem Ende sie Wunderdinge von der Kostbarkeit, den Zierrathen, und dem gottesdienstlichen Geräthe dieser Völker, so gar von den Kleidern der Capitularien, und Tänzer vorgeben: denn diese gehören auch zum Aufwand der nämlichen Kirche, ob sie sie schon nur an den vornämsten Festen der Kirche gebrauchen. Und eine Berechnung darüber anzustellen, will ich ein Beispiel von einem dieser Völker nehmen, das weder das zahlreichste noch das schlechteste ist. Ich nenne S. Angelo in dessen Sakristeybuche das eben die Provinzial Väter visitiren, und das überschrieben ist: **Verzeichniß des Geräthes der Kirche und der Sakristey der Tänzer und Kapitel vom Jahr 1711 steht, daß die Kirche folgendes hat.**

Verarbeitetes Silber.

Eine Büchse zum H. Gut mit zween übergüldeten Dekeln zu $3\frac{1}{2}$ Mark, folglich römischen Scudi 22675 ein Mark zu 65 Paoli gerechnet.

Sechs silberne Kelche mit ihren Patenen $7\frac{1}{2}$ Mark

Leuchter mit ihrem Kreuz 30 Mark
Lampe mit ihrem Geschier 18 Mark
Zwey Rauchfässer mit den Gefässen des Weyhrauchs und den Löffeln 5 Mark.
Ein Gefäß sich die Finger zu waschen.
Ein Kelch für die Kommunion, und ein kleines Taufgefäß, zusammen 6 Mark.
Einige Gefässe zur Firmelung, und zwo Käßchen, um das heil. Sakrament zu tragen.
Es sind 17 Pfund Silber von Chatalonia zu einigen Leuchtern vorhanden, die man bearbeitet, wie auch eine Monstranz, die man macht, und ein kleines Kreuz zu zwey Mark, und eine Schachtel zu den Hostien.

Weisses Kirchengewand.

Drey Meßgewande mit der Stola und Manipel von Gold und Silberzeug, und zwo kleine Chorhemder mit ihren Mäntelchen von geblümten Atlas, die abgenutzt sind, und ein sehr altes. Ein Meßgewand von Damast mit dem Mäntelchen. Zwey Chorhemder, eines von reichem Zeug, ein anderes von Atlas. Tücher zu den Kelchen, und eben so viele Beutel mit ihren Corporalen.

Bunte Zirathen und Kirchengewänder.

Ein Meßgewand und Stola von Sammet. Zwey mit ihren Stolen von Damast. Drey mit ihrem Mantel von Atlas, und gedoppelten Taffet. Ein Meßgewand, Mantel, und Levitenrock mit halben Lahn, mit halber Einfassung, und ein Chorhemd von Sammet, das sehr abgenutzt ist. Tüchel, die Kelche zu bedecken. Tüchel zum Unterlegen und Corporale.

Himmelblaue Kirchengewänder.

Vier Meßgewänder von dieser Farbe, zwey von Atlas, eines von halber Einfassung und ein altes ohne das dazu gehörige Mäntelchen. Eines von Damast. Zwey alte Stolen, zwey Kelchtüchel mit eben so vielen Beuteln und ihren Corporalen.

Schwarze Kirchengewänder.

Meßgewand und Mäntelchen von Sammet und eine alte und zerrissene Stole. Zwey Kelchtüchel. Vier Beutel mit ihren Corporalen. Ein neuer Baldachin von geblumten Atlas. Ein Kanzeltuch, das

schon abgenutzt ist. Ein anderes von geblumten Atlas. Ein mit Elfenbein eingelegter Stuhl. Zwey paar Platten zu den Blumen für den Altar. Baldachine, einer von Elfenbein, der andere von Taffet. Zwey chinesische Tapeten. Zwey Standarden eine mit Farben für den königlichen Fähndrich, eine andere sehr alte für die Congregation. Zwölf Chorhemder, wovon einige alt sind. Vierzehn Kirchenröcke. Zwölf Alben. Dreyßig Tüchel die Kelche zu saubern. Dreyßig Tüchel für die Ampullen. Neun Kommuniontücher. Fünf Altartücher. Acht Schnupftücher. Dreyzehn Schultertüchlein. Vier Tücher die man an Gitter auflegt, wovon zwey verbraucht sind.

Kleider für die Diener.

Sechs lange Röcke, wovon vier ziemlich gut sind, vier von blauen Scharlach. Vier von gemeinen Boy. Zehen Uiberkleider von feiner Leinwand, und vier von Baumwollzeug. Drey neue Missalien, und vier alte. Drey übersilberte Leuchter. Zwölf neu vergoldete, und sechzehn alte.

Klei-

Kleider der Kapitularen und Tänzer.

Ein Kleid von gelben Damast mit einem Kamisol von Scharlache Hosen von kleinem Brokat, Strümpfe von Seide, ein Hut für den königlichen Fähndrich, und für die, so mit der Prozession gehen. Vier Kleider von holländischem Tuch mit Beinkleidern von Etamin. Vier Kleider von Gorgorano mit Beinkleidern von Etamin, und Scharlach. Vier Kleider für die Kapitäne zu Pferd. Hundert Kleider für die Soldaten zu Fuß. Ein Kleid für den goldenen Wagen des Präfekts der Kongregation. Acht Kleider für die grossen Tänzer von blauen Tuch mit den Beinkleidern von immerwährendem Zeuge. Zwey Kleider von Atlas, und sechs von goldenen Stücken. Für die kleinen Tänzer, vier Kleider von Taffet, sechs von Listrin Atlas. Acht Beinkleider von Sempiternille, alle sehr abgetragen. Zwey Mieder mit Ermeln von Atlas. Achtzehn Hüte der Lehrlinge, und was noch aus Spanien über Conzeption dazu gekommen.

Dieses Inventarium hat visitirt den 30 Dezember.

Antonius Garriga.

Und so visitiren auch, und unterschreiben die andern Provinzialen, und Visitatoren.

Hiebey ist zu merken 1.) daß das Silbergeschirr, wobey nichts als der innere Werth in Betrachtung kommt, weil die Verarbeitung ein Werk der Indianer ist, nicht auf 120 Mark läuft, das 1000 Pezzi beträgt. 2.) Daß ein guter Theil der Zierrathen von den Völkern bezogen worden, die zuvor da waren, und denen sie überflüßig waren. 3.) Wenn man auch schon in einigen Jahren bey der Visitation Dinge findet, die in der Visitation von B. Gariga nicht vorhanden waren, die doch aber nicht sonderlich beträchtlich sind. Zum Beyspiel im Inventario von 1726 bis 1728 kommen noch weiter vor sechs lange Röcke von Scharlach, sechs Tücher zum Händeabtroknen von gemeinen leinenen Tuch, und zwey Tücher von feinem Zeug, welches alles zusammen nicht 60 Pezzi ausmacht. Denn die Tücher zum Abtroknen der Hände waren von gemeinen leinenen Tuch.

Viertens verdient angemerkt zu werden, daß bis auf die jetzige Zeit nichts gemeiner ist, als daß die Provinzialen verbitten, man soll hinführo nichts mehr von dergleichen Dingen kaufen. Da die Kirchen mit Geräthschaften wohl versehen sind, so soll man nichts mehr dergleichen für sie kaufen, wo nicht die Nothwendigkeit augenscheinlich es erfodert. Eben das gilt von kafalonischen Silber, das ist, vom allergeringsten Silber zum Kirchengeräthe. Man soll auch keine reiche Zeuge

mehr

mehr für Tänzer und Kapitularen kaufen. So verordnete der Provinzial Antonius Majoni. o)

Fünftens, um nicht mit Kleinigkeiten mich einzulassen, will ich die Zirrathen der Kirche nicht in Anschlag bringen, sondern noch überdieß zugeben, und einstweilen einräumen, daß der Ertrag eines jeden Volks, und einer jeden Pfarrey in sechs oder acht Jahren, wenigstens in den ersten sechs Jahren nach ihrer Errichtung in den Kirchen, und auf den Kirchen Zierrath der zum Gottesdienst gehört, aufgewendet wird. Ich setze nun, daß, wenn man auch alles, was zur Ausschmückung einer Kirche gehört, einmal eingerichtet hat, man doch jährlich entweder auf Kleinigkeiten und Ausbesserungen der Gebäude, oder auf Tücher, die man zur höchstern Noth ergänzen muß, oder auf den Meßwein etwas aufwenden müsse. Denn gemeiniglich werden des Tags zwo Messen gehalten: das Wachs und Unschlicht zu den Lampen aber und alles, was zum Rauchwerk gehöret, werden im Lande selbst gezeugt. Folglich wird dieser Artikel betragen 150 Pezzi, und in 32 Völkerschaften wird es zusammen 5000 ausmachen. Setzt man nun diesen Artikel zu den andern Artikeln gleiches Werths, so wird der jährliche Aufwand der Missionen 2000 Pezzi betragen.

§. 3.

o) Ebendas. p. 297.

§. 3.

Das was übrig ist, wie auch die andere halbe Million der Kollegien und anderer Missionen dieser Provinz steht dem General zu.

Und das übrige bis zu einer Million und noch mehr? Ich frage noch einmal, wo kommt denn dies hin? Eben diese Frage von dem, was bey den Kollegien übrig bleibt, legte ich im Jesuitenkollegio von Buenos Ayres im May 1756 dem P. Alfonsus Fernandez dem Rektor desselben vor, der damals nicht daran gedachte, daß er Provinzial werdē würde, und noch weniger, daß ich ihm jetzo seine Einnahme und Ausgabe durchsehen würde. Man kann aus dem was er mir sagte, die Auflösung meiner Frage sehen. Mein Kollegium sagt er, zieht aus diesem Hause von Areco 2000 Maulesel Einkünfte. Verkauft man sie hier, so betragen sie 8000 Pezzi an Geld (am nämlichen Abend bot sie ihm Don Thomas de Allende, ein Einwohner von Kordua.) Es nimmt sie aber der Generalprokurator dieser Provinz, der in Kordua residirt, auf seine Rechnung, und verkauft sie in Salta oder Inpus. Hiedurch wird der Preis dreymal so hoch getrieben, und das Ueberwintern kostet nichts, weil

sie

sie allda gute Weide in Ueberfluß haben. Und da die Reise weit gehet, so geben sie mir einen Nachfolger im Rektorat, noch ehe ich die Bezahlung beziehe. Mein Nachfolger geht mein Hausbuch durch, und fodert das Geld. Man giebt es ihm, aber mit Fristen und lange Zeit nach, die Schuld wächst, und verdoppelt sich alle Jahre. Es kommt der P. Provincial, und visitirt. Er findet, daß nur die Häuser, die das Kollegium auf Miethe ausgiebt, 4000 Pezzi, die Apotheke eben so viel und die Häute dieses Orts eben so viel abwerfen, und daß die kleine Anlage und Ort Conche Ueberfluß an Kühe, und Hammelfleisch hat. Wie denn auch das geringe Buenos Ayres einen Ueberfluß an gesalzenem Fleisch, an Brod, an Hülsenfrüchten, an Kräutern und Holz hat, der Anlage von Calera, die mit Quilmes verbunden ist, und der Anlage von Pago della Madalena nicht zu gedenken. Der Provinzial murrt, und fragt, wozu man denn die 12000 Pezzi gebrauche, die man jährlich aus den Häusern zieht. Man holt das Buch, wo die Ausgaben aufgeschrieben werden, herbey, und findet, daß der stärkste Artikel der Wein ist, der für sich allein auf 1500 Pezzi steigt, den vierzig Jesuiten austrinken. Denn sie trinken des Tags vier Flaschen Wein von

Mendozzino. Hernach kommt der Zucker, den man gebraucht, wenn man das abgesottene Mato oder Kraut von Paraguay trinkt. 500 Pezzi kostet die Küche. 1000 kosten die Fasttage. 1000 die Kirchen, 1000 braucht man für die Kleidung und andere Bedürfnisse der Sklaven. Dieß macht zusammen 6000 Pezzi. Anstatt die 8000 jährlich zu erlösende Pezzi der Maulesel zu bezahlen, fodert er noch die 6000, die das Kollegium übrig hat. Er giebt zur Antwort: Der General habe es zu den gemeinen Unkosten und zu den Bedürfnissen der Kirche nöthig.

Bis hieher gehen die Worte des P. Fernandez. Aus denselben sehen wir deutlich, wohin das übrige dieser Einkünfte hinkommt. Da nun das Kollegium der Assunzion von Paraguay noch einmal so reich ist, als jenes von Buenos Ayres, ferner, da das größte Kollegium von Kordua gedoppelt so reich ist, als die beeden vorgemeldten zusammen genommen, so werden diese drey allein 100000 Pezzi tragen. Eben so viel, und vielleicht noch mehr werden alle andere Kollegien zusammen genommen, kontribuiren. Die Mission von Chiquiti wird noch einmal so viel eintragen als die Kollegien. Man sieht daraus, daß die arme Provinz Paraguay dem ehrwürdigen Vater General der Gesellschaft jährlich nicht mehr einträgt, als

eine Kleinigkeit von einer, und einer halben Million Pezzi, das eben so viel Skudi ausmacht. Hernach was werden nicht die andern Provinzen in Ost- und Westindien, die noch reicher sind, eintragen? Und wenn man hinzusetzt, was die europäische, und besonders die deutsche und polnische Provinz eintragen, wird denn unter allen christlichen Fürsten ein einiger seyn, der solche Einkünfte hätte, wie der P. General?

Daher gebietet er auch mit königlicher und höchster Macht über diesen Ast seiner Aktien, und sagt: damit man mit der Verwaltung des Zeitlichen der Indianer sich nicht aufhalte, so hat es mich gutgedünkt zu befehlen, daß der Superior über die Anstalten, der Generaladministrator aller Einkünfte seyn, darüber verordnen, jedoch dem Provinzial allein untergeordnet seyn soll.

Dritter Abschnitt.

Erweis des Daseyns dieses Reichs, weil der General in demselben alles thut, was die Könige in den Ihrigen thun.

§. 1.

Mit gleich souverainer Macht, welche er über seine Finanzen ausübt, handelt er auch theils für sich, theils durch seine Provinzialen, die man als seine Unterkönige ansehen kann, in Rücksicht auf die gesetzgebende Macht. Er giebt Gesetze für bürgerliche, und contentiose Rechtssachen, für peinliche Fälle, für das ökonomische, für das politische, für das Militärwesen, und das ist alles, was nur ein Souverain in seinem Staate thun kann. Dies wußte die Welt noch nicht,

das

das portugiesische Manifest enthielt sich auch es zu erweisen. Hinführo aber soll man es wissen.

Was die bürgerlichen, und contentiosen Gesetze betrift, so höre man nur diese Worte des ehrwürdigen Vaters, und Generals Franciscus Retz an p): „Man muß alle mögliche Mittel gebrauchen, um den „Völkern die Einigkeit, den Frieden, die Liebe ein„zuprägen, und alle Streitigkeiten und Processe un„ter ihnen von der Wurzel auszurotten: denn da„raus ensteht nichts als Zwistigkeit, und andere gro„ße Uebel. Da ich nun Kraft meines tragen„den Amts so viel ich kann, zu diesem Endzwe„ke mitzuwirken wünsche, so habe ich mich nach der „Verordnung meines Vorgängers, des seligen ehr„würdigen Vaters Tirso Gonzalez, in seinen Depe„schen vom 27ten October 1691 vom 12ten April „1693, und vom 4ten Merz 1702 gerichtet, „und noch ein paar Dinge, so wie ich sie für nöthig „gehalten habe, hinzugefügt. Damit nun die Pro„zesse, die jetzo zwischen einigen dieser Völker geführt „werden, oder die auch in Zukunft zwischen ihnen „oder zwischen andern, wer es auch sey, in Rechts„sachen, Gränzen, Länder, und Interesse betref„fend, sich erheben mögen, zu Ende gebracht, und

E „nicht

p.) : Ebendas. F. II. p. 207.

„ nicht verewigt werden, so befehle ich das, was folgt,
„ und will, daß es wörtlich befolgt werden soll.

„ Erstlich. Soll ein jeder Provinzial bey dem
„ Antritt seines Amts mit Zuziehung der Konsulta
„ drey Subjecte von den ältesten und verständigsten
„ Männern von den Doktrinen *) von Paranà,
„ und drey Subjecte von den Doktrinen von Ura-
„ guay ernennen, damit sie diese Processe untersuchen,
„ und sie entscheiden.

„ Zweytens, die in Parana gewählte Subjekte
„ sollen allein in Prozessen von der bereits gemelde-
„ ten Gattung, die theils schon vorhanden sind, theils
„ auch in Zukunft bei den Doktrinen von Uraguay
„ entstehen werden, entscheiden, und untersuchen. Im
„ Gegentheil sollen auch die unter den Doktrinen von
„ Uraguay gewählten Richter auf gleiche Weise alle
„ Prozesse in den Doktrinen von Parana richten.
„ Wird sich ein Prozeß zwischen beeden Völkern er-
„ heben, so soll einer von den Doktrinen von Para-
„ na und ein anderer von den Doktrinen von Ura-
„ guay Richter über die beeden Doktrinen seyn, der
„ dritte aber soll der Vater Superior seyn, der
„ als ein Vater von beeden auf beede mit gleicher

„ vä-

---

*) Dies ist das eigentliche Wort, das in den Gesetzbüchern der Jesuiten vorkommt. Natürlicher Weise bedeutet es die christlichen Lehranstalten, wird aber auch im bürgerlichen Verstande genommen.

„ väterlichen Zuneigung den Bedacht nehmen wird. Und
„ wenn aus gerechten Beweggründen man es für un-
„ schuldig ansehen wird, daß Seine Reverenz dem Pro-
„ zesse anwohne, so soll der dazu gezogen werden,
„ den die größte Anzahl von Stimmen des Provin-
„ zials und seiner Konsultoren für unpartheyisch und
„ tauglich ansehen wird.

„ **Drittens**, Wenn das Endurtheil von den Rich-
„ tern gefällt ist, so soll man es unmittelbar den
„ Partheyen kund machen, denen man allein zwey
„ Monath Zeit, und nicht mehr geben wird, von dem
„ Tage der Kundmachung an gerechnet: denn wenn
„ sie neue Gründe, ihr Recht zu erweisen, oder neue
„ Urkunden zu übergeben haben werden, so sollen sie
„ alles dem Superior schriftlich zu dem Ende überge-
„ ben, wie itzo gleich soll gesagt werden.

„ **Viertens** soll der Superior nach Verfluß von
„ zwey Monathen durch eine sichere Person an den
„ Vater Provinzial (oder wenn seine Reverenz nicht
„ in Cordua ist, an den Vater schicken, den er an
„ seiner statt zurückgelassen hat) die Sentenz in der
„ Urschrift verschlossen, und versiegelt zuschicken, so
„ wie sie die Richter gefällt haben, samt allen Grün-
„ den, Instrumenten und Beweisen, welche die Par-
„ theyen überreicht, und in der bestimmten Frist ge-
„ richtlich übergeben haben.

„ Fünftens. Hierauf soll der P. Provinzial, oder
„ wenn er nicht in Cordua ist, der, so seine Stelle
„ vertritt, samt den ordentlichen Consultoren der Pro-
„ vinz, und in den wichtigsten Sachen alle zusammen
„ kommen, in dieser besonderen Rechtssache eine ent-
„ scheidende Stimme verfassen, die Sache samt der
„ gegebenen Sentenz zum zweytenmal durchgehen, und
„ entscheiden. Dieses Urtheil aber, so wie es nach
„ der Mehrheit der Stimmen ausfallen wird, soll
„ so entscheidend seyn, daß es keineswegs widerruffen
„ werden könne. Es soll es auch weder ein Provinzial
„ noch ein Visitator, noch sonst jemand widerrufen,
„ noch auch per viam concordiæ ändern können;
„ den einigen Fall ausgenommen, wenn es sich ver-
„ läßlich ergiebt, daß die Sentenz ungerecht ist. Hie-
„ von muß ich zuerst Nachricht haben, und man soll
„ mir die Rechtsgründe, und die Beweise überschrei-
„ ben, aus welchen mit Gewißheit geschlossen werden
„ kann, daß die Parthey Beschwerde leidet, wider
„ die man die Sentenz gefällt hat, und hie-
„ rauf meine Antwort erwarten. Ich sage mit Ge-
„ wißheit: denn hiedurch schliesse ich blosse Wahrschein-
„ lichkeiten aus, wenn sie auch schon guten Grund
„ hätten: denn wenn man diesen Gehör gibt, so
„ werden die Prozesse nie ein Ende nehmen. Ich
„ füge noch dieses bey, wenn etwa nicht alle zuvor
„ gemeldete Consultoren in Cordua sich befänden,

„ oder

„ oder wenn wegen rechtmässiger Hindernisse einer die
„ Sache nicht untersuchen oder hindern könnte, so
„ will ich, daß alsdann mit entscheidender Stimme
„ die Prokuratoren der Provinz und die Magister
„ in der Theologie des Collegii maximi eintreten
„ sollen, bis die Versammlung von sieben vollzählig
„ wird.

„ Sechstens. Die Sentenz soll hernach in ihrer
„ Urschrift verschlossen, und versiegelt durch den P.
„ Provinzial, oder seinen Stellvertretter, zusamt der
„ ersten Sentenz der drey Richter, und den andern
„ Schriften, die ihnen überreichet worden sind, dem
„ Superior der Doktrinen, und durch diesen dem
„ Pfarrer der Gemeinheit zugeschickt werden, zu de-
„ ren Vortheil das endliche Urtheil gesprochen worden.
„ Alles soll hernach in ihrem Archive aufbehalten wer-
„ den, damit man sich immer dort Raths erholen
„ kann, und ein gleicher Prozeß nicht wieder entstehen
„ möge. Rom den 13 Dezember 1732 „

Franziskus Retz.

Wer nun **Kraft seines Amts**, und weil er es erfüllen will, Gewalt geben kann, über das zeitliche Vermögen der Indianer zu verordnen, Gesetze zu geben, Tribunalien, Audienzen, Kanzeleyen, höchste Revisionsgerichte einzusetzen, wo Prozesse wegen Gränz-

streitigkeiten, wegen der Ländereyen, und wegen solcher Dinge geführt, und endlich entschieden werden, die den Einwohnern eines ungeheuern Landes zugehören; wer sich die Appellationen im Falle einer Beeinträchtigung und offenbaren Ungerechtigkeit vorbehalten kann: erklärt sich ein solcher nicht als den Monarchen dieses Landes? wenigstens weiß ich nicht ob der König von Spanien oder Portugall in seinen königlichen Gerichtsstätten, in foro judiciario seiner Staaten, Reiche, und Monarchien mehr thun kann?

§. 2.

Eben so übt er auch die peinliche Gerichtsbarkeit aus.

Was den peinlichen Gerichtszwang betrifft, so wird man eben eine so erhabene Souveränität und uneingeschränkte oberherrliche Macht in den Befehlen erkennen, die der General Tirso Gonzalez, und sein unmittelbarer Nachfolger **Michael Angelus Tamburini** gegeben haben. Man höre an, was sie verordnen q).

„ Die Strafen der Indianer werden folgender
„ massen bestimmt. Wer das unnennbare Laster
„ begeht, und sich der Bestialität schuldig macht soll,

wenn

q) Eben daselbst T. II. p. 95. 97. 99. 102. 109. 112. 113.

„ wenn das Verbrechen gründlich erwiesen ist, drey Monathe eingeschlossen werden, ohne herausgelassen zu werden, als wenn man ihn zur Messe führt. Und in diesen drey Monathen soll man ihm viermal 25 Streiche geben. Die ganze Zeit über soll der Sträfling im Stock gehalten werden.

„ Wer dem andern vergiftete Kräuter oder Pulver giebt, woran der, dem er sie gab, Todes verblichen ist, soll in ein ewiges Gefängniß eingeschlossen werden, weil er einen Mord begangen. Ist der andere aber nicht gestorben, so soll er die oben gemeldte Strafe leiden. In den andern Verbrechen der Blutschande, in den Graden der Blutsfreundschaft oder eines Stiefsohns, mit seiner Stiefmutter, und eines Tochtermanns mit seiner Schwiegermutter, und bei Abtreibung der Leibesfrucht sollen die Schuldigen zwey Monathe in den Stock gelegt, und ihnen diese Zeit über dreymal 25 Schläge gegeben werden, welche Anzahl man aber niemal überschreiten wird, und es wird gut seyn, wenn man solche Missethäter gänzlich von allen Aemtern ausschließt. Den Weibsleuten soll man eine mit ihrem Geschlecht übereinstimmende Strafe anthun, ausgenommen, wenn sie schwanger sind. Denn diese soll man, so lang sie in diesem Zustande sind, niemals züchtigen, auch ihnen niemals ohne Erlaubniß des Superiors die Haare abschneiden.

„ Wenn ein Indianer an einem andern Ort ein
„ grosses Aergerniß gegeben, so kann derjenige, der
„ die Aufsicht über den Ort hat, mit Zuziehung sei-
„ nes Gefährten ihn nach Beschaffenheit des Verbre-
„ chens bestrafen, um das Aergerniß zu heben: Er
„ strafe ihn aber nicht hart, außer mit Einverständ-
„ niß beeder Gefährten, und wenn sie nicht einstim-
„ men, so wende man sich an den Superior.

„ Man strafe die Kaziken und Vornehmen nicht öf-
„ fentlich, sondern errinere sie zuvor einigemale, und
„ die Korregidori, und Alkaiden, oder peinlichen Rich-
„ ter oder weltlichen Richter sollen nicht ohne Erlaub-
„ niß des Superiors gestraft werden.

„ Wenn ein schweres Verbrechen vorfällt, z. B.
„ ein Mord und dergleichen, so soll der Pfarrer die
„ Vertheitigung des Beklagten für sich selbst, oder
„ vermittelst seines Gefährten vornehmen, ohne sie
„ den Indianern anzuvertrauen, und das, was die
„ Zeugen sagen, zu Papiere bringen. Hat er nun
„ die Untersuchung und Vertheidigung auf diese Weise
„ veranstaltet, so soll er sie dem Vater Superior zu-
„ schicken, der sie seinen ordentlichen Konsultoren zustel-
„ len und mit denjenigen, die ad graviora bestimmt sind,
„ alles einsehen, prüfen, und bestimmen wird, ob
„ man noch weiter Untersuchungen anstellen soll. Wenn
„ nun das Verbrechen wohl bewiesen ist, mag man
„ nun nach Befinden der Umstäade den Schuldigen stra-
fen,

„ fen, oder nicht, so soll so, wie es in der 53 Ver„ordnung dieser Doktrinen verfügt ist, der Vater „Pfarrer das vollstrecken, was der V. Superior „verordnen wird, und die Aufsätze von den Ver„theidigungs Schriften im Archive wohl aufbehalten, „weil sie mit der Zeit vielleicht nöthig seyn werden.

„Weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Ver„änderung des Quartiers, und die Versetzung von „einem Volk zum andern unter den Indianern, auch „in solchen Fällen, wo andere Mittel nichts gehol„fen haben, eine wirksame Züchtigung zu seyn pfle„gen, um sie zu bessern, so bediene man sich dieses „Mittels, wenn man es als dienlich erachten wird, „und der Vater Superior versetze hauptsächlich die „flüchtigen Indianer und die Bergbewohner, er ver„setze sie von Uraguay nach Paranà, und bringe sie „von einem Fluß zum andern.

„Würde man die schwere Sünde der Sodomie „unter unsern Hausbedienten wahrnehmen, so soll „man sie außer der verordneten Strafe nach von „Hause hinwegjagen, und ihnen nicht erlauben, je„mals wieder zurück zu kommen.

„Den Zauberern, welche einen Tod verursacht „haben, soll man nach reifer Prüfung des Ver„brechens die schikliche Strafe zuerkennen. Man „halte sie ein Jahr im Gesicht des Volks im Ge„fängniß, gebe ihnen so viele Schläge, als man

„ für nöthig erachten wird, und verjage sie zur Be„weisung der Strenge und der Beschimpfung in je„dermanns Gegenwart in die Länder der Spanier.
„ Der General Michael Angelus Tamburini „milderte die Strenge der wichtigsten dieser Stra„fen, wenn er sagt r) „ daß die Bestrafung und „die Art die armen Indianer zu behandlen, so zu„nimmt, daß die Strenge gegen sie auf den höchsten „Gipfel steigt, den Tyrannen, die H. Martyrer zu „quälen, zu erfinden gewußt haben. Es ist eine „wahre Unmenschlichkeit, die man gegen die Schuldi„gen verübt, da man sie zu einer ewigen Gefangen„schaft verdammt, sie Tag und Nacht an einigen „Oertern in der Tiefe eines verborgnen Orts hält, „sie mit beeden Füssen in den Stock spannt, ein paar „Handeisen anlegt, ohne daß sie jemals ihre Stel„lung bis an den Tod verändern können, ohne daß „man ihnen auch bis an den letzten Hauch einige Er„leichterung schafft. Denn man nimmt ihnen die „Handeisen nicht einmal ab, wenn man ihnen das „heilige Oel giebt. In diesem erbärmlichen und mar„terenden Zustande erschwert ihnen sogar mancher Pfar„rer das Essen, so daß nicht wenige in achtzehn, „oder in zehen Monathen, oft ohne Sakramente, blos „vom Haupte bis an die Füsse, ohne einen Sklaven-

rock

r) Eben daselbst T. II. p. 78

„ rock sich zu bedecken, gestorben sind. Die Unmensch-
„ lichkeit ist so groß, daß sie von mir begehren, ich
„ solle erklären, der Provinzial solle keine Gewalt
„ haben, einen zu befreyen, den ein anderer Pro-
„ vinzial oder Superior zu einer solchen ewigen Ge-
„ fangenschaft verdammt hat. Ich hingegen erkläre
„ im Gegentheil, daß er ihn auf freyen Fuß stellen
„ kann, wenn er seine Besserung sieht, und ohne
„ grössere Gefahr hoffen kann, daß er in diesem Zu-
„ stand der Besserung beharrt. Ich befehle demnach,
„ daß keineswegs das, was wir beständiges Gefängniß
„ nennen, über zehn Jahre währen soll, das Verbrechen
„ mag beschaffen seyn, wie es will; ich befehle auch, daß
„ keineswegs kein Delinquent einem weltlichen Richter
„ oder Statthalter, von welchem Ansehen er auch
„ sey, ausgeliefert werde. Und Euer Ehrwürden wer-
„ den diese Befehle schriftlich einem jedem Pfarrer ein-
„ händigen, damit sie sich nicht mit der Unwissenheit
„ entschuldigen, sondern darnach richten, vornehmlich
„ aber den Punkt beobachten, die Delinquenten nicht
„ auszuliefern, und den Verhaft nicht über zehn Jah-
„ re dauern zu lassen.

Ich übergehe, um nicht weitläuftig zu seyn, an-
dere Gesetze dieser Art. Jedoch kann ich nicht
unbemerkt lassen, daß die Gesetzgeber in den Gesetzen,
die sie einschränken und ausdehnen, wo sie die Stra-

fen lindern, ihre Unabhängigkeit bestättigen, zu welcher sie sich für berechtiget halten.

§. 3.

Gleiche Gewalt übt der General in oekonomischen Reformations-Gesetzen aus.

Eben diese Gewalt, die sich die Generale anmaseten, erhelt auch aus den Gesetzen, so die ökonomischen Einrichtungen und die Reformation derselben betreffen. Ich will davon nur einige wenige anführen, um zu zeigen, von welchem Geschmack die andern sind. Zuweilen werde ich einige Anmerkungen beifügen.

Was die Gewohnheiten betrift, so sagen sie f): **die Verheirathungen der Indianer sollen bey dem männlichen Geschlechte nicht vor dem siebenzehnten Jahre, und bey dem weiblichen — nicht vor dem fünfzehenden geschehen, wenn nicht etwas wäre, das nach dem Urtheil des Superiors nöthigte, das Sakrament noch vorher zu gestatten.** Wenn aber dieses **Etwas**, das die Ehen zu beschleunigen nöthiget, nicht in dem Falle anschlägt, da ein Mannsbild 14 und ein Weibsbild zwölf Jahre alt ist (welches Alter in den königlichen und kanonischen Gesetzen festgesetzt ist, hauptsächlich in einem

---

f) Eben daselbst T. II, p. 12. 14. 47. 94. 95.

nem Lande, wo man langsamer wächst, als in diesen sehr heissen Ländern) und sie sich heirathen wollten, weil es ihre natürliche Neigung so mit sich brächte: auf wen werden die unerlaubten Verbindungen, und die anderen Sünden fallen, die man wahrscheinlicher Weise begehen wird?

Man soll die Indianer, wenn sie auch schon jung sind, nicht zwingen, an Festtägen für die Spanier zu arbeiten. An den andern Tägen sollen sie aus Verpflichtung schwitzen und arbeiten, wenn schon gemeiniglich dazu keine Nothwendigkeit vorhanden ist, sondern sie es nur in der Absicht thun müssen, die uns oben der P. Alfonso Fernandez gelehrt hat.

Weil man aus der Erfahrung weiß, daß grosse Unordnungen entstehen, wenn die Indianer von einem Volke zum andern ohne Erlaubniß ihres Pfarrers gehen, so befehle ich, daß die Indianer, die von einem Volke zum andern, ohne geschriebene Erlaubniß ihres Pfarrers laufen, so lang ins Gefängniß gelegt werden, bis man ihrem Pfarrer Nachricht davon gegeben,, Und was wird denn der Indianer für neuen Anlaß finden, bey einem fremden Volke Unordnungen zu erregen, den er bey seinem eigenen Volke nicht haben sollte? und wie viel mehr Nachtheil werden nicht diese elenden Leute aus Mangel des Umgangs uud Verbindung der Völker mit einander haben? Und wenn in

einer Sache, die bei allen Völkern überhaupt frey ist, nothwendig eine schriftliche Erlaubniß des Pfarrers erfordert wird, worinnen unterscheiden sich diese Indianer von andern Sklaven?

Was die Feste und öffentlichen Zusammenkünfte betrifft, so sagen sie: *man erlaube keine Intermezzi und Komödien, vornehmlich bey Nacht, und ausser unserm Hause, wo Indianerinnen dazu kommen.* Also in ihrem Hause, wo sie den Jesuiten zum Zeitvertreib dienen können, und wo keine Weibsleute sich einfinden dürfen, darf man Komödien und Intermezzi halten. *Tänze sollen in keiner Gegend mehr dann vier seyn, bei denselben sollen keine Weibsleute noch junge Dirnen noch weiblich gekleidete Mannsleute sich einfinden.* Diese armen und unglücklichen Leute sind nicht nur Sklaven, sondern auch nach dem Sinne dieser Väter dazu verdammt, daß sie zu keiner Zeit des Jahres in ihrem ganzen jammervollen Leben ein Vergnügen haben sollen. *Man soll ihnen die Tänze der Pulcinelli, und der Tracagnini nicht erlauben.* Ich vermuthe wohl deswegen, weil es spanische Tänze sind, werden sie für unschicklich gehalten. *Sie sollen auch niemals bey keiner Gelegenheit, es sey welche es wolle, ausser am Tage des Titularheiligen ein Wettrennen anstellen.* Natürlicher Weise erstreckt sich, wie ich denke, dieses Verboth auch auf die

Ge-

Geburt des erstgebornen Prinzen des Königs von Spanien. Könnte man deutlichere Beweise verlangen, daß man hier keinen andern König erkennt, als den General der Gesellschaft?

Die Völker sollen bei ihren Feyerlichkeiten keine Gastungen halten, noch Feuermaschinen machen, weder von Leinentuch, noch von Lederwerk. (Denn beedes kann man besser in den Magazinen gebrauchen) noch soll man andere dergleichen Erfindungen, noch Fasaden, noch Treppenwerke, noch Thürme, noch Balustraden, noch eine Kuppel machen, um die königliche Fahne darauf aufzusteken, sondern allein ein kleines Kastel von Reißig errichten. Allem Ansehen nach, damit die Indianer nicht gereizt werden zu glauben, der Herr dieser Standarte sey ein grosser und vornehmer Herr, der viel grösser sey, als der Cheruva Guazu (so nennen sie den General der Jesuiten) wenn sie seine Standarte so erhaben, und geehrt sehen sollten.

Man erlaube nicht an Festtägen oder bey andern Feyerlichkeiten Perucken oder falsche Haare zu tragen. Die vorhandenen sollen verbrennt werden, damit sie keinen Anlaß zu Aergernissen aufs künftige geben. Alle Indianer halten ungemein viel auf die Haare. Nichts destoweniger haben es die Väter dieser Gesellschaft dahin gebracht,

bracht, daß sie sich die Haare unter dem Vorwand einer grössern Reinigkeit, und Zierlichkeit abschneiden liessen. Wenn man nun die Aehnlichkeit der Haare an Perucken, und falschen Haaren gelten liesse, so würden die Indianer aus Eitelkeit sich eben so hoch ansehen, als ihre unreine, und unflätige Väter sich ansahen. Man soll sie also verbrennen, damit sie nicht Anlaß geben, in Zukunft eine so offen bare Unordnung einzuführen.

Es sind auch ihre Gesetze von den Moden, und Kleidern sehr berühmt. Ich will einige davon anführen. Man hat bey den Indianern bemerkt, daß sie sich die Haare ein wenig länger wachsen lassen, als es vormals der Gebrauch war. Die Indianer sind mit Rosenkränzen von Elfenbein um den Hals, und mit Ohrengehängen von Zinn, und zuweilen auch von Silber ganz beladen. Am Saum ihrer Kleider, Typoys genannt, haben sie Spitzen, einige haben auch Bänder, oder Stücke von leinen Tuch daran. Alles dies ist eine grosse Unordnung, hat viele böse Folgen, ist Sünde, und verräth eine grosse Nachlässigkeit von Seiten der Pfarrer, weil sie der Sache nicht abhelfen, und dieses Uibel zu verhindern suchen. Ich befehle dahero aufs ernstlichste, daß sie der Sache also abhelfen, damit, wenn ich wieder visitire, ich nichts dergleichen

gleichen antreffe, das mir Verdruß und Mißfallen machte.

Wir werden bald noch andere mißfällige Dinge hören, die ohne Anstand viel wichtiger sind, und zu abscheulichen Sünden leiten, wenn wir die peinliche Verordnung hören werden, die eben dieser Vater Johann Baptista Cea als Provinzial im nämlichen Jahre 1719 in einem Briefe überschrieben hat. Die zwote Visitation des Cea kam erst das folgende Jahr 1720 unter seinem Nachfolger dem V. Joseph Aquir zu Stande, der sein eigenes Gesetz durch das folgende verbessert hat.

Die meisten Väter, die den Versammlungen angewohnt, haben es für etwas sehr hartes angesehen, den Indianerinnen den Gebrauch zu verbieten, den sie von einigen Rosenkränzen von Elfenbein und Ohrengehängen zu ihrer Zierrath machen. Und da ich weiter nichts unschickliches dabey wahrgenommen, als wenn die Ohrengehänge von Silber sind: so befehle ich, daß man ihnen allein das letzte verbiete; ihnen hingegen den Gebrauch anderer Dinge erlaube, die ihre Männer ihnen von Buenos Ayres oder S. Fè, wenn sie dahin auf Arbeit gehen, mitbringen, wenn es auch schon etwa ein Typoys oder ein Hemd von leinen Tuch ist; denn ihre Männer arbeiten deswegen, und man

verbiete dieß nicht einmal den Sclaven. Ich verbiete daher ernstlich, es sollen die Pfarrer oder ihre Gefährten der Indianern, und ihren Weibern keine leinene Tücher aus Europa geben, weil daraus widrige Folgen entstehen könnten.

Auch dieses Gesetz des Provinzials wurde durch seinen Nachfolger den P. Lorenz Rillo also verbessert: weil man wahrgenommen, daß bey einigen, und nicht wenigen Völkern in den Kleidungsstücken der Indianerinnen einige Sorten kastilianische Tücher sich eingeschlichen, die ihnen ihre Männer mitgebracht, so verordne ich, es soll der P. Superior die Verordnung machen, daß man sie ihnen nehme, und dagegen die gewöhnlichen Dinge zu ihrer Kleidung gebe.

Ist denn dies nicht ein grosses Beweis, daß dieses Missionsreich nicht von der Krone von Kastilien abhängt, wenn man gänzlich verbietet, daß in Paraguay gar keine kastilianische Waaren eingeführt werden? Und stimmt es dann mit dem Gesetz Gottes überein, daß die Väter den Indianerinnen das Tuch hinwegnehmen, daß ihre Männer mit ihrem Schweiß und mit Erlaubniß des P. Prokurators gewonnen, und ihren Weibern gebracht haben, wenn sie ihnen auch schon gewöhnliche Waaren dafür geben, welche in Vergleichung mit den andern Waaren nichts werth

sind?

sind? Wer ihnen aber alle Produkte ausser der Speise, und Kleidung entziehen kann, kann ihnen auch, wenn er will, dies wenige entziehen, ohne daß man in Kastilien etwas von diesen Völkern erfährt, welche so weit davon entfernet sind.

Im Gesetze heißt es weiter t) Man erlaube den Indianern nicht, so offene Beinkleider zu tragen, daß der Leib dadurch entblößt werde, sie sollen auch nicht so enge anliegen, daß sie die wahre Gestalt des Leibes vor jedermanns Augen darstellen. Die Weibsleute sollen auch ihre Haarloken nicht bis auf die Füsse herab geflochten, und gewaschen tragen, als ob es reiche Leute wären. Auch soll man andere Profanitäten nicht leiden, welche mit der Armuth der Indianer nicht übereinstimmen.

Und wer hat denn die Indianer verpflichtet, das Gelübde einer mehr als klösterlichen Armuth zu thun? Und was soll es bey ihnen nüzen, da sie es doch nicht fassen, es nicht wollen, folglich alles bey ihnen dunkel, und gar nicht freywillig ist, demnach auch bey Gott nicht verdienstlich ist? Und warum verlangen dann diese Väter so eifrig, daß die Indianer arm seyn sollen, warum wollen sie an ihnen nicht einmal

t.) Ebendas. T. I. p. 60 ss 114 176.

den Schein von Reichthum leiden? Diese Frage wird durch die Folge dieses Reformationsgesetzes befriedigt werden.

Die unter den Indianern eingeführten Moden sind sehr profan, und von dieser Beschaffenheit ist auch die Gewohnheit der Jünglinge, die so enge Hosen tragen, daß man sie zum Theil kaum zuknöpfen kann, und am Knie Borden oder Spitzen haben, die entweder durchgebrochen, oder mit Farben gearbeitet sind. Was die Haare betrift, so ist es schon so weit gekommen, daß einige so keck sind, sich würklich und beständig frisiren zu lassen: Ausschweifungen die ohne Anstand gehoben werden müssen. Ferner ist es auch ein Uebelstand für die Tänzer und Tänzerinnen, seidene Livreen zu gebrauchen, welches nicht nur beschwerlich und überflüssig ist, sondern bey einigen armen Völkern auch wider die Liebe und zuweilen wider die Gerechtigkeit streiten würde, indem man das Vermögen des Volkes auf die unmäßige Gala der Tänzer verwendet, da indessen so viele Arme blos gehen. Daher befehle ich aufs nachdrücklichste, daß man kein seidenes Kleid für die Tänzer, und für keine Indianer überhaupt,

we-

weder mit Garnierungen, noch mit Knöpfen machen solle.

Das heißt die Leute bereden wollen, daß ein jeder Tänzer dieses Volks in armseliger, und schlechter Kleidung tanze, eben als ob man, wenn die Tänzer mit Seide gekleidet würden, deswegen einige von denen, die bey dem Tanze nichts zu schaffen haben nackt und blos müßte gehen lassen. Warum machten sie denn einen so langen Weg mit den baumwollenen Zeugen, die sie von S. Fè und von Buenos Ayres bringen? Wäre es nicht der Liebe und Gerechtigkeit gemäßer, einen Ballen feinen Tuchs auf die Kleidung solcher Leute zu wenden, die ohne Poncho, und Zaraguelles bleiben, welches die ganze Kleidung, oder vielmehr die Blöse der armen Indianer ist? Sie werden mir antworten, daß man die baumwollne Zeuge weg schickte, und Seide für die Tänzer kommen ließ, weil diese hernach eitel auf ihre Kleider stolzirten, während daß die andern arm und blos blieben. Das wird ihnen kein Mensch glauben, wenn er hier oben die Berechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe überlegt hat. Folglich waren die überflüssigen auf die Tänzer verwandten Unkosten der königl. Schatzkammer des Generals zur Beschwerde. Man höre aber was ihm missfiel.

Nachdem mein Vorgänger unserm General von seiner Verordnung wegen der seidenen Klei-

der der Tänzer Nachricht gegeben, so billigte er es und fügte dieses bey: „Nur muß ich beyfügen, daß das, was Euer Reverenz, wie man mich berichtet, erlaubt hat, Tücher von London, von Holland, und feine segovische Tücher zu kaufen, die nämliche Bedenklichkeit wegen der Ausgaben und der Eitelkeit hat, wie die seidene Tücher, daher man sie ihnen ebenfalls verbieten soll.

Und dieser römischen Reformation zu Folge sind solche Dinge nicht nur Tänzern, sondern so gar auch in der Kirche verboten Im nämlichen Briefe fügt unser General bey: Ich habe in Erfahrung gebracht, daß man in einer Provinzial-Kongregation den Schluß gefaßt, den Mißbrauch einzuschränken, der in den Völkerschaften überhand nahm, da man für die Kirche Dinge von großen Werth kaufte, z. Ex. Lampen, Kreuze Leuchter von Silber u. s. w. weil man hiedurch den Weltlichen zu gedenken Anlaß giebt, daß wir sehr reich sind, und daß man nichts befolgt, was in einer Kongregation beschlossen worden, sondern daß vielmehr der Aufwand sehr überhand genommen. Dieses verdient alle Betrachtung, denn über das, was man uns vorgetragen hat, kommt auch noch der Schaden der Indianer hinzu. Ich bitte E. E. allea Ausschwei-

schweifende zu verbieten, und befehle, (welches wohl der Sache abhelfen kann), daß sie sich begnügen in der Kirche Geräthschaft zu haben, die zum Gottesdienst anständig und schicklich ist. So weit unser General. Am Ende macht er noch verschiedene Verordnungen wegen der Visitation der beeden Flüsse, und in allem war der Schluß, daß man in den Borden, in den Tüchern, in den reichen und gedoppelten Mänteln von gleicher Farbe ausschweife; ob man es wohl für sehr schwer hielt, der Sache abzuhelfen, weil man solche Geräthschaften nicht aus den Oertern hinweg schaffen konnte, ohne die Einwohner zu betrügen. Meine Meynung ist, der Superior soll hinführo nicht darein willigen, Leinwand und Borden kommen zu lassen, weil die Sakristeyen einen Ueberfluß an solchen Dingen haben, und wann auch etwas dergleichen käme, so soll man es den Prokuratorn zum Verschleiß schicken, denen man den Befehl geben wird, sie nicht zum Gebrauch verwenden zu lassen. So soll man auch die Seiten-Mäntel, und unteren Bänke am Hochaltar hinweg lassen. Die silbernen Borden sollen an solchen Oertern verkauft werden, die sie am Hochaltar noch nicht haben, und damit köñen sie zufrieden seyn. Was das Silber betrift, von deß

sen Vorrath mein Vorgänger unsern General ein Verzeichniß eingeschicket, so erwarte man seinen Befehl, und in dieser kurzen Zwischenzeit gebrauche man sie gar nicht. E. E. können sich mit dem begnügen, was sie haben, und haben sich nach den Willen unsers Generals zu bequemen, damit die Ausschweifungen vermieden werden, die den Indianern so schädlich sind, weil sie genöthiget werden, mehr Tribut zu zahlen, wenn man sieht, daß ihre Kirchen so reich an Gebäuden Zierathen, Silber und noch mehreren Dingen sind.

Diese Kirchen und noch vielmehr ihre Auszierungen und Silber, werden nicht von solchen Leuten gesehen die nur auf das äussere sehen, (wie ich an einem anderen Arte erweisen werde,) sondern nur von solchen, denen es die Väter selbst erlauben. Dieser Vorwand war also ungegründet, und eine Erdichtung. Ausser dem würde auch nicht einmal der katholische König, wenn er auch schon von dieser prächtigen Verfassung der Kirchen Nachricht hätte, deswegen sich einfallen lassen, die Indianer desto mehr mit Tribut zu beschweren. Es würden auch die Indianer, wenn sie schon mehr Tribut bezahlen einen Schaden, noch wenn sie minder bezahlen, einen Vortheil davon haben. Denn in keinem dieser Fälle würden die Jesuiten unterlassen, eben so vielen Nutzen aus der Baumwolle

und

und aus dem geringen Theil, den man den Indianern täglich giebt, zu ziehen. Sondern der Schade würde allein auf diejenigen fallen, welche befehlen die Ausschweifungen einzuschränken, damit die ausserordentlichen, und erstaunlichen Kontributionen nicht aufhören, die ein General aus seinem jesuitischen Reich zieht. Ohne sich nun weiter mit Anmerkungen aufzuhalten, wozu die Gesetze selbst Anlaß geben, sehe man, ob alle diese pragmatischen Gesetze, sie mögen nun gut oder schlimm, in guter oder böser Absicht gemacht seyn, nicht vollkommen die Unabhängigkeit und königl Macht dessen beweisen, der sie giebt, und kund macht.

§. 4.

Eben dieses beweisen die militarischen, und politischen Verordnungen des Generals.

Noch viel deutlicher zeugen davon seine militärische und politischen Befehle. Und ob ich wohl, wenn ich von den Mitteln handeln werde, wodurch dieses jesuitische Reich erhalten wird, vieles davon sprechen werde, so will ich itzt nur einen Vorschmack von den Verordnungen in Rücksicht auf den Krieg und auf den Staat geben, welche dieses Kabinet bisher so geheim gehalten. Man höre eine Stelle aus dem Cirkularschreiben des Provinzials **Ignatius Arteaga** an.

„Gleichfalls muß man wohl merken, daß zur Erhaltung, Vermehrung, und Vertheidigung dieser Völker eine Geschicklichkeit die Waffen zu führen höchst nöthig ist. Und da dieser Punkt von Rom so sehr eingeschärft wird, so werden doch die kriegerischen Exerzitien kaum alsdann angestellt, wenn die Zeit der Visitationen herbeykommt. Man sieht es, wie wenige, oder gar keine Achtsamkeit sie haben, die Böller loszubrennen. So unerfahren sind sie in der Kriegszucht! Sie wissen ihre Reuterey nicht schwadronenweise zu theilen und anzuordnen. Ihr Fußvolk bedeutet eben so wenig, und kaum kann man sagen, daß ein Fußvolk vorhanden ist; es besteht aus Jungen ohne Ordnung und Uibereinstimmung. Sie sind die ersten, die auf dem Platz erscheinen, aber bloß um den Schein einer Infanterie zu geben. Nun ist es nicht recht, daß man das so wenig achtet, was Gott selbst so hoch achtet. Denn dieser nennt sich selbst in der Schrift den Herrn der Heerschaaren, und Esaiae III bedroht er Jerusalem, er wolle die ansehnliche, tapfere, und starke Mannschaft, und die mächtigen Krieger, die es vertheidigen, hinwegnehmen. Wenn die Indianer in den Waffen nicht gut geübt sind, so werden diese Doktrinnen wieder die Ungläubigen, wider die Spanier und Portugiesen nicht gut vertheitiget seyn. Der H. König Ferdinand hielt die Waffenübung so hoch, daß er seinen Soldaten anrieth sich beständig zu üben, damit

mit sie bey Gelegenheit guten Gebrauch davon machen könnten. Er sagte, der beständige Gebrauch und die Uibung der Waffen sey das, was den Sieg verschaffe, und den wahren Unterschied zwischen einem Bauern, und einen guten Soldaten ausmache. Er gieng selbst zu Felde, und führte seine Söhne in den Krieg, um sie zu dem Gebrauch der Waffen desto geschickter zu machen, und seinen Unterthanen ein gutes Beyspiel zu geben, damit sie ihm in den Eroberungen der Reiche um Christ Willen nachfolgen, und Beute für die Kirchen, und Soldaten machten. Dieß ist die Art und Weise, nach welcher unserer Seits die Völker werden vertheidiget werden.

Nehmlich die Väter als Könige werden mit den Indianern als ihren Söhnen ausmarschiren, um sie in Führung der Waffen desto geschickter zu machen, und diesen ihren Unterthanen ein gutes Beyspiel zu geben, damit sie ihnen in ihren Eroberungen wider ihre Nachbarn die Indianer, die Spanier und Portugiesen nachfolgen, und die Beute der Gesellschaft bleibe, die Unkösten für die grossen und kleinen Tänzer zu bestreiten. So machten es vollkommen die Väter Enis, Balda, Soto, Skal, Lymp und andere, wie man im zweyten Theile sehen wird. Wenn einige ihre Anmerkungen machen, welche eine so ächte Urkunde verdient, so soll ihnen gleich eine andere eben so wichtige Urkunde zu Befehl stehen. Sie rührt von eben

die-

diesem scrupulosen Provinzial her, der es oben als eine grosse Unordnung von den wichtigsten Folgen und als Sünde angesehen hat, daß sich die Indianer ihr Haar nur ein bischen wachsen liessen, und daß die Indianerinnen am Halse eine Reihe von Rosenkränzen, und an den Ohren zinnerne Gehänge, und ein bischen leinen Tuch um ihr Tipoy herumtrügen. Dieser scrupulose Vater ist der nämliche, der Folgendes befiehlt. v)

Nach einer Versammlung, die man deswegen gehalten hat, befiehlt man, daß was die Truppen betrift, die man, wie sie sagen a vaquear (das ist, Kühe aus dem Heerden der Spanier an dem Ufer des Rio della Plata auszuziehen) ausschickt, so soll man wenigstens 600 Mann mit einer hinreichenden Anzahl von Pferden, und mit allen Gewehr unter der Anführung eines angesehenen Vaters, der das Commando versteht, abschicken. Gut wird es seyn, wenn einige christliche Guanoi mitgehen, damit sie mit den Unglaubigen ihrer Nation sprechen, und ihnen sagen, die Spanier und Portugiesen suchen nichts anders als alle Kühe auszurotten, und wenn sie sie ausgerottet haben, so würden auch sie hinführo keine Kühe mehr zu essen haben, dies sey die Wahrheit; sie sollen sich daher zu ihnen schlagen, und jenen kein Gehör ge-

v) Eben daselbst T. II. 73. 74. 75. 76.

geben, weil sie nur suchen, sie mit Geschänken von Waffen, Degen, Kleidern, Bändeln u. s. w. zu betrügen.

Konnte der Herr Ignatius selbst ein feineres Thema zu den Missionen der Ungläubigen erwählen? aber man höre noch weiter: zur Zeit des Visitators Antonius Garriga wurde befohlen, darauf bedacht zu seyn, daß man einen Theil derjenigen Indianer zu ihren Völkerschaften zöge, welche „ zur Zeit des grossen Hungers, „ der in diesen Missionen geherrscht hat, davon flohen. „ Man sagt, daß sie an einem Ort Yberà genannt, ein- „ geschlossen sind. Bis auf die jezige Stunde, hat „ in so langen Jahren der P. Superior sich ihretwe- „ gen keine Mühe gegeben. Seine Reverenz bemühe „ sich so bald es immer möglich, damit man sie wie- „ der herbeibringe, und um dieses auszuführen, „ wird man vier bis sechs Indianer von den Vornehm- „ sten und sichersten abschicken können, die mit ihnen „ sprechen sollen. Hierauf kann ein wohlberedter Vater „ mit einigen Geschenken hingehen, der sie mit gu- „ ten Worten herbey locken soll. Und wollen sie et- „ wa mit guten Worten nicht kommen, so schicke man „ 200 bewaffnete Indianer hin, um sie mit Ge- „ walt herbeyzuziehen, wie man es bey andern Ge- „ legenheiten gethan hat „ (Aber das thaten die heil. Apostel nicht, die durch keine anderen Gaben, als durch die Gaben des heil. Geistes herbeylockten.) „ Und E.

E. ge-

E. geben mir Nachricht, was in dieser Sache geschehen ist „ (Vermuthlich um es nach Frankreich zu schicken, und die erbaulichen Briefe mit diesen zwo Missionen der Küh = Raüber, und von Yberà zu bereichern, wie es bei einer andern Gelegenheit geschehen ist.)

Nur noch ein paar Linien von der Staatsraison, woraus das nämliche erhellen wird.

„ Innerhalb eines Monats nach der Kundmachung dieses Befehls, soll man alle Spanier und Mestizzen, welche miteinander verbunden sind, aus diesen Missionen wegjagen. Man soll auch in keinem Falle erlauben, daß ein Spanier, er sey ein Welt = oder Ordensgeistlicher, der Handlung wegen unter diese Völker komme; überhaupt soll man unter keinem einigen Vorwand ihnen den Zutritt gestatten, diejenigen ausgenommen, die die Stadthalter und Bischöfe auf den Visitationen begleiten, welches man nicht verhindern kann, „ (ohne die äusserste Unabhängigkeit zu offenbaren, die man zu verbergen sucht) „ ferner sind davon die vier Völker von Paraguay ausgenommen, denen die Provinzialen den Handel mit den Einwohnern von Paraguay und der Stadt erlaubt haben „ (aus der rühmlichen Ursache, die man in der Folge ersehen wird, woraus erhellt, daß der Zugang der Handlung vornäm-

„ nämlich mit Itapuà geschlossen ist. Folglich
„ müssen sich auch diejenigen, die sich für be-
„ rechtiget halten, unabhängig von Spanien
„ der Handlung den Zugang verschliessen, sich
„ von derjenigen Macht als unabhängig anse-
„ hen, der sie den Zugang verschliessen!) —
„ Allein zum Besten, und wegen des grossen Vor-
„ theils der daraus für diese Missionen entstehen
„ kann, erlaube ich für diesmal, daß ein spani-
„ scher Ingenieur D. Alonso Techer, der Artille-
„ rist in Buenos Ayres gewesen, eingelassen wer-
„ de, damit er nach seiner Geschicklichkeit und Ein-
„ sicht zu allen Arten von Einschiffungen einen Paß
„ oder Uibergang nach Itu eröfne, und damit er
„ weiter oben von Itu schaue, erwäge, und er-
„ messe, ob es thunlich ist, daß man einen Ast
„ der Kommunikation mit den Häuptern, die am
„ Fluß Corrientes wohnen, eröffnen könne, und
„ ihn, wenn es angeht, wircklich eröffne. Ferner
„ auch daß er eine oder zwey Handmühlen mache,
„ und die Indianer lehre, wie man sie mache,
„ nach der Art, wie er sie zu machen weiß,
„ und wie er sie auch in den Städten der Spa-
„ nier gemacht hat, aber jedoch unter der Bedin-
„ gung, daß er gleich nach Endigung dieser Wer-
„ ke fortgehe, und sich in diesen Missionen nicht
„ aufhalte. „

Welch eine Strenge! und doch, wenn auch schon die Ausführung der ersten Unternehmung, welche viel schwerer ist, als die Verbindung von zwey Meeren durch den Kanal von Languedoc in Frankreich, verdiente, daß man diesem Manne Bildsäulen errichtete, soll er gleich wieder davon gejagt werden.

„ Gleichfalls erlaube man nicht, daß ein Spa„nier oder ein Meſtizze, der von Corrientes „mit Paketen für diese Mission kommt, in der „Völkerschaft eintrete, sondern er soll in den Zim„mern bleiben, die ihm der P. Superior anwei„sen wird, und allda, wenn er will, auf Ant„wort warten. „

Und wenn er nicht will auf Antwort warten lassen, so kann er wieder ohne Antwort davon gehen, weil den Unsrigen gar nichts an den spanischen Sachen gelegen ist. Ein so heftiger Haß wider die spanische Nation, und ein so offenbarer Kriegsbruch erforderte, daß man doch dazu auch Zurüstungen machte, daher fährt er unmittelbar fort.

„ Weil bei diesen Missionen der Fleiß aufhört, den man ehemals anwandte, unter diesen Völkern Pulver zu machen, und einen Vorrath an allen Kriegswaffen und Bedürfnissen zu haben; so befehle ich mit allem möglichen Ernst, daß man hinführo sich alle Mühe gebe, und bey jedwedem Volk

als

allen Fleiß anwende, der nur möglich ist, damit die Indianer an einem Tage in der Woche geübt werden, um sie zu lehren, nach dem Ziel zu schiessen, und die Pfeile gut zu gebrauchen. Bey jedem Volk sollen zween Indianer dazu verordnet werden, alles Gewehr zu säubern, und in der Ordnung zu erhalten, bey jedem Volk sollen wenigstens sechzig Lanzen, und sechzig Sicheln die Füsse abzuschneiden, tausend Pfeile von Eisen, wovon der Spieß von Bein oder harten Holz seyn muß, auch gute Bögen, Schleudern und Steine vorhanden seyn, vor allem aber soll jedes Volk zwey hundert wohl abgerichtete Pferde haben, die allein zum Gebrauch des Kriegs aufbehalten werden. Endlich soll der P. Superior bei seinen Visitationen seine Pfarrer dazu anhalten, daß sie alles dies in guter Bereitschaft halten." (**Dies ist wohl ein neuer Artikel der Gewissens-Prüfung, die der H. Ignatius bei diesen Visitationen verordnet hat.**) Wenn man bey einem Pfarrer Nachlässigkeit fände, so soll man ihn wegen seiner Saumseligkeit die gebührende Pönitenz auflegen. Ich verordne ferner, daß an den Sonntägen die Männer und die jungen Leute von sieben Jahren mit den Bögen und Pfeilen zur Kirche kommen, und diejenigen, so es nicht thun werden, sollen durch ihre Pfarrer, die an der Thüre der Kirche mit ihrem Register stehen sollen, gestrafet werden." Und um

diese in Wahrheit streitende Kirche zu sehen, sollen diese Väter mit einem so ausschweifenden Register da stehen?

Endlich weil eine dieser Verordnungen vorschrieb, man sollte einige Kriegsvorsteher und Kriegsräthe ernennen, so wurden sie in diesem Falle in folgendem besondern Verzeichniß ernannt:

„Oberaufseher des Kriegs: In Oberuraguay der P. Diego Suarez; in Unteruraguay der P. Johannes Porras. Kriegsräthe: Diego Suarez und Alexander Valagner in Uraguay. In Paranà die P. P. Franz Ralnigo und Antonius Palermo, denen ich ernstlich einschärfe, daß sie die Waffenübungen befördern. Und um ihnen die nöthige Geschicklichkeit beyzubringen, kann man bey jedem Volk ein Paar der geschicktesten Indianer zu den Kriegsübungen bestellen, die ihnen als Lehrer und Kapitäne dienen sollen, denen man deswegen auch an einigen Hauptfesten einige Gala in den Kleidern erlauben wird.„

Wenn nun die ehrwürdigen Generale durch sich, und ihre Provinziale befehlen, aus diesen Ländern so schöne Einkünfte ziehen, Finanzen- Staats- und Kriegsgesetze machen, in Foro civili, contentioso, criminali, & œconomico Verfügungen treffen können, wenn sie Gewehr, Munitionen, Truppen, Kriegsoberaufseher, Kriegsräthe, Maitres de Camp,

Camp, Kapitäne halten, um wider ihre Nachbarn, die Unglaubigen, die Portugiesen und Spanier Krieg zu führen, denen sie, wenn sie es für gut ansehen, die Kommunikation mit ihren Völkerschaften abschneiden: was fehlt ihnen denn noch, um Souverains über dieses ihr Jesuitisches Reich zu seyn? auf diese Frage antwortet der folgende Artikel.

Vierter Abschnitt.

Andere Umstände dieses Reichs erweisen das nämliche.

§. 1.

Dieses Jesuitische Reich wird von den angränzenden Staaten als unabhängig erkannt.

Gewiß, es fehlt den Jesuiten nichts mehr, als daß sie auch von den angränzenden Staaten als unabhängige Souverains erkannt werden: aber größtentheils haben sie auch diesen Vortheil. Ihre Nachbarn sind die Ungläubigen, die Spanier und Portugiesen. Die ersten erkennen die Väter gänzlich und ohne Einschränkung als unabhängige Souverains. Die Spanier haben nichts reclamirt, vielmehr wird man, wenn man die Begebenheiten von Paraguay und die Unruhen von Antequera, und die Briefe von Barrua und viele andere Dinge gründ-

gründlich untersucht, sehen, daß diese Unruhen daher entstanden, weil die Spanier dieses Jesuitische Reich erkannten, wenigstens es nicht zu bemeistern wußten, von den Portugiesen und ihrem Könige Johannes V. selbst haben wir die deutlichsten Beweise.

Um aber desto gründlicher und deutlicher zu verfahren, müssen wir melden, daß schon in ältern Zeiten die Spanier, die in der Nachbarschaft von Buenos Ayres wohnten, um in gewissen trockenen Jahren dem Mangel an Fleisch vorzukommen, und ihre Heerden zu vermehren, viele Kälber an die nordliche Küste des Rio della Plata haben versetzen lassen, wo sie wegen der Vortreflichkeit der Weyde sich erstaunlich vermehrten. Sie waren also schon mit Vieh überschwemmt, noch ehe die Portugiesen die Kolonie del Sagramento, und ehe die Spanier Monte Video anlegten.

Die Väter der Mission hatten ihre Kühe bey der Heerde, die man die Heerde der Seeküste nennt; dieses schon war eine unerschöpfliche Quelle für sie. Sie schickten kleine Truppen von Indianern zu Pferde ab, und ließen sich von Zeit zu Zeit mit Kühen versehen: niemals aber erinnerten sie sich, die Häute dieser Thiere an ihren Herrn in Buenos Ayres abzugeben. Folglich zogen sie ihren Nutzen aus dem Fleisch, der Fette, und dem Unschlitt. Viel-

mehr liessen sich die Väter mit der Zeit einfallen, den Besitz und die Herrschaft davon an sich zu ziehen. Und so sehe ich auch, daß im Jahr 1717 der V. Provinzial Ludwig della Rocca gemeldten Vätern folgenden Befehl giebt.

„ Hernach befürchtet man mit allzu gutem Grunde, es möchten die Spanier, wenn sie die Meerweyden an sich ziehen, in wenigen Jahren das Vieh aufzehren. Ich verordne daher, daß alle Völker mit aller möglichen Sorgfalt alles Vieh, so viel sie können, von dort hinwegziehen, sowohl um ihre Etablissements zu bevölkern, als auch um es zur Heerde zu setzen, die man in den Pirares anlegen soll. „

Diese Heerde legten sie nur mit 4000 Stücken an: aber nach Verfluß einiger Jahre stahl sie auf gleiche Weise der berühmte Portugies Chistofano Pereira. Wer kann aber die vielen tausende, ich will nicht die vielen Millionen zählen, die sie an sich gezogen, um ihre Heerden in Yapeya St. Michael und andern anzulegen? Man hat von allem hinreichende Beweise in den Akten und Prozessen, die deswegen vor Gericht in Buenos Ayres eingeklagt wurden, wo es aber die Gewalt der Väter so weit gebracht hat, daß man sie alle samt den Urschriften ins Feuer geworfen hat. Der kluge Alcalde d. Johannes Martinus de Mena hatte die Geschicklichkeit, eine authentische und

lega=

legalisirte Kopie davon für sich zu behalten. Man sagt, daß, weil er sich geweigert hat, sie dem Provinzial Emanuel Quereni einzuhändigen, sie ihm den Schimpf angethan, seinen Sohn, der schon Priester war, aus der Gesellschaft zu verjagen.

Die Väter fuhren fort, den Befehl des Provinzials Ludwig della Rocca zu vollstrecken. Sein unmittelbarer Nachfolger, P. Johannes Baptista de Cea machte hierauf die Verfügungen, die wir im vorigen Abschnitt §. 4. vernommen haben. Er schickte mit einem angesehenen Jesuiten, der das Kriegskommando verstand, 600 wohl bewaffnete Indianer zu Pferde und Guanoi Christen ab, damit sie mit den Ungläubigen ihrer Nation sprechen, und ihnen beibringen sollten, die Spanier und Portugiesen haben im Sinne alle Küheheerden auszurotten, hierauf selbst Kühe zu halten, dies sey zuverlässig wahr, sie sollten sich dahero nicht zu ihnen schlagen, und ihnen kein Gehör geben, weil sie nichts anders suchten, als sie durch Geschenke zu betrügen. Alles wurde pünktlich befolgt, und der angesehene Vater, der das Kriegskommando verstand, brachte mit seinem Heere den Portugiesen der Kolonie eine grosse Schlappe bey, da er im Jahr 1719. nach seinem Belieben und Gefallen verwundete, tödtete und raubte.

Nachdem der König von Portugall vom ganzen Hergang Nachricht bekommen hatte; so war er über

diese Gewaltthätigkeit sehr aufgebracht, und beschloß sich deswegen sehr zu beschweren. Aber an wen wandte er sich mit seinen Klagen. An den König von Spanien? wie er es doch hätte thun sollen, wenn er ihn als Souverain über die Indianer und die Väter angesehen hätte? Keineswegs! er wandte sich an den Hof des Profeßhauses del Gesù in Rom, und an den General der Gesellschaft Michael Angelus Tamburini, wie aus dem merkwürdigen Entschuldigungsschreiben erhellet, das hier folget w)

„ Nachdem wir berichtet worden, daß einige jener Provinz, welche, wie ich mir einbilde, diejenigen sind, die in den Doktrinen des Flusses Paraguay oder della Plata wohnen, die unruhigen Gemüther einiger Indianer aufgebracht haben, damit sie die Unterthanen des durchlauchtigsten Königs von Portugal, welche an dem Ufer eben dieses Flusses wohnen, besonders aber die Völker der Kolonie del Sagramento beunruhigten; so kann ich nicht umhin, Euer Ehrwürden zu melden, daß mir eine so merkliche Neuerung Verdruß erregt, destomehr, da ich weiß, daß sie auch gemeldtem König Verdruß gemacht, der die Gnade gehabt, sich deswegen unmittelbar bey mir zu beschweren. Wäre diese Klage nicht so ansehnlich beglaubigt, so würde ich Mühe haben zu glauben,

daß

w) Eben daselbst T. I. p. 231:

daß die unsrigen eine solche Ausschweifung begehen, und sich an die Spitze von Friedensstörern setzen könnten. In Erwägung nun, daß es unanständig ist, wenn man hören muß, wie die Diener des Evangelii, die folglich Frieden und Eintracht predigen sollen, Störer eben dieses Friedens sind, dessen nicht zu gedenken, wie vieles die Gesellschaft der Krone Portugall zu danken hat: gebiete ich Euer Ehrwürden aufs ernstlichste, allen Superioren jener Doktrinen einzuschärfen, daß sie mit allem Fleiß über ihre Unterthanen wachen, und ihnen nicht nur eine so gefährliche, und widerdie christliche Liebe und den Frieden streitende Lehre verbieten, wenn die Indianer durch ihren Rath, Ansinnen und Anführung bewegt worden wären, die Einwohner der Kolonien und Länder, die zu Portugall gehören, zu beunruhigen, sondern auch, wenn sie bei ihren Unterthanen in diesen Doktrinen einige widrige Neigung und Gesinnung wider den Frieden und das gute Vernehmen bemerkten, ihr ganzes Ansehen zu verwenden, nach ihrem Amt, in das sie Gott gesetzt hat, als er sie als Diener des Evangelii erwählte, die unruhigen, und nach solchen Neuerungen begierigen Gemüther zu befriedigen, sie immer im Zaum zu halten, und alle Beschimpfung und Gewalt zu verhüten. Euer Ehrwürden werden hernach selbst einsehen, ob zu desto grösserer Versicherung, und zur Befolgung dieses meines Befehls es nöthig ist, die Strenge eines Prä-

cepts hinzuzufügen, obwohl die Wichtigkeit der Materie nicht überzeugt, daß eine so strenge und gewaltige Einschärfung nicht nöthig ist. Ich hoffe, die Befolgung und die Antwort auf diesen Brief bey der ersten Gelegenheit zu vernehmen, die sich ereignen wird. Rom, den 7 May 1720.

Euer Reverenz

Diener in Christo

Michael Angelus Tamburini.

„ Nachschrift. Aus besondern Nachrichten, die ich erhalten, vernehme ich, daß die gemeldten Streifereyen, wobey Plünderungen und Ermordungen geschehen, und wobey ein Jesuit Kapitän der Unruhigen gewesen, nicht nur mit Rath und Leitung der Unsrigen, sondern auch mit persönlichem Konkurs unserer Leute geschehen. Daher es nothwendig ist, daß das, was zuvor ein ernstlicher Befehl, und weiter nichts war, jetzo ein Präzept werde. Daher ich in Kraft des heiligen Gehorsams und unter der Strafe einer Todsünde befehle: es soll keiner unserer Leute mit seinem Rath helfen, und vielweniger anreizen, noch mit seiner Person konkuriren, oder einen Einfluß in solche Unruhen haben, sondern vielmehr alles mögliche thun, um die Gemüther zu beruhigen und zu Frieden zu stellen, wo sie Leute fänden, die unruhig, und gegen

die

die Unterthanen des Königs von Portugall übel gesinnet wären. Eben dieses soll E. E. in gemeldten Doktrinen oder Missionen zu erkennen geben, wie oben. „

Der Pater Provinzial Joseph Aguirre, als er diesen Befehl im Jahr 1722 kund machte, sagt so: „ Ob ich wohl weiß, daß der unserm General Michael Tamburini gegebene Bericht, der zu dem Präzept Anlaß gab, daß ich Euren Reverenzien kund mache, ganz widrig und falsch ist, auch weder mit der Wahrheit, noch mit dem gottesfürchtigen Betragen der Väter übereinstimmt, die in diesen Doktrinen wohnen, so wie ich ihm bereits davon Nachricht gegeben, so überschicke ich euren Reverenzien eine Stelle gemeldten Briefes, in welchem ermeldtes Präzept steht, damit die Pfarrer die Abschrift davon unter die anderen General-Präzepte eintragen lassen. „

Zu welchem Ende machte der Provinzial Aguirre allen Vätern der Mission diese seine Lüge bekannt? Um den General Tamburini aus der Verlegenheit zu ziehen, der ihn ohne Zweifel genau belehrte, was er in diesem Fall zu thun hätte. Unsertwegen, sagen sie, mag der lissaboner Hof wissen, was der General schreibt, und was der Provinzial antwortet, welcher dadurch, daß er sagt, der Bericht sey widrig und falsch, die Portugiesen der Lügen beschuldigt. Denn diese haben das Buch der Präzepte und Befehle und

Brie-

Briefe der Generale und Provinziale nicht, wissen also auch nicht, was der P. Cea im Jahr 1719 befohlen hatte. Man stelle den Fall als ein Problem auf. Man mache das augenscheinlichste Verbrechen zweifelhaft, sonst kommt man nicht aus der Sache. Dessen ohngeachtet kann man nicht läugnen, daß der König in Portugall hiedurch zeigte, wie er den General der Gesellschaft als souverainen König dieser Missionen erkenne, weil er sich an ihn, nicht aber an seine katholische Majestät, wie er es doch hätte thun sollen, mit seinen Klagen wandte.

§. 2.

Die Statthalter dieses Reichs ahmen den Königen der angränzenden Völker sogar in der Instrumental-Musik über ihren Tafeln nach.

Nachdem die Unabhängigkeit der Jesuiten in diesen Staaten von ihren Nachbarn erkannt worden, was konnte noch zur Verherrlichung und zum Ansehen dieses Reichs mangeln, als daß ihre Minister jene der andern Reiche im Essen und in der Tafelmusik nachahmten? und das geschieht auch hier, denn auch hier wird mit Trompeten zur Tafel geblasen. Ich versichere, daß es auch an diesem Umstand nicht fehlt. Mein Zeuge sey der Vater Provinzial Blasius de Sylva, der im Jahr 1707 den Vätern der Mission

sion die ausschweifende Niedlichkeit, Uiberfluß und Pracht ihrer Tische beschreibt, und so sagt. x)

„ Am ernstlichsten aber schärfe ich in dieser Sache ein, daß man das, was in einigen Völkerschaften geschehen, gänzlich meide, da man neben der Niedlichkeit der Speisen, auch noch das Geräusche der Kanonen, das Getöse der Trommel, und den Schall der Trompeten hörte. Alles dieses, geliebteste Väter, erfodert eine Einschränkung. Denn auch die Herren Statthalter bedienen sich nur der Trompeten bey ihren Tafeln, und da dies ein eigenes Privilegium der Statthalter ist, so wird man uns, wenn es auch andere nachmachen, allzusehr deswegen ansehen, und mit gutem Grunde uns verachten. Damit aber auch das Gehör etwas zu seinem Vergnügen habe, so wird es genug seyn, wenn zur Essenszeit die Musikanten eine Arie, oder Kantate singen, oder auf ihren Instrumenten spielen, und Töne von Flöten einmischen, welches eine vergnügende Manigfaltigkeit macht, und ergötzt, ohne so vieles Geräusch zu verursachen. „

In Wahrheit, wenn wir auch diese Reformation nach ihrem wahren Wortlaut erwägen, so ist ein Tisch, wo die Manigfaltigkeit das Gesicht, die Niedlichkeit den Geschmack und das Gefühl, und die Jngredienzen den Geruch ergötzen (und wo, damit auch das Ge-

---

x) Eben daselbst. T. I. p. 211.

Gehör etwas zu seinem Vergnügen habe, es gut ist, wenn die Musikanten eine Arie oder Kantate singen, oder auf ihren Instrumenten spielen, und Töne von Flöten einmischen, welches eine vergnügende Manigfaltigkeit macht und ergötzt, ohne so beschwerlich zu seyn, wie das Geräusche der Trommeln, und der Kanonen ist,); so ist, sage ich, dies ein solcher Tisch, in dessen Betracht der Provinzial Sylva sich auf eine feine Art lustig macht, und die Erfüllung desjenigen entwickelt (Abschn. I. §. I.) was der P. Provinzial Barreda zu unserm König sagte. Er gab ihm damals auf eine übertriebene Weise die notorische und mehr als religiose Armuth dieser Missionen zu erkennen, er schilderte die Missionarien als solche, die ihr Leben aufopfern, ihr Blut unter den Händen der Barbaren vergiessen, und davon keinen andern Vortheil, als das Wohl solcher Seelen haben, welche sie gern, wenn es möglich wäre von der elenden Last dieser körperlichen Hülle losmachen wollten; er beschreibt sie als andächtige Leute, welche von der Welt abgeschieden leben, als Einsiedler in jenen Wüsteneyen, und als Martyrer der Liebe unausprechliche Marter ausstehen, und sich allein um Gotteswillen mit diesen ihren Söhnen so viele Mühe geben.

Was der P. Barreda mit eben so vielen Worten und noch nachdrücklicher am angeführten Ort sagte,

stimmt

stimmt nicht mit dem überein, was wir eben jetzo aus dem Munde des Provinzials Sylva gehört haben; es stimmt auch nicht mit der andern Periode des Barreda überein, wo es heißt: **Man sucht jetzt die fleißige Wachsamkeit (an der) zu erklären, womit sie die Indianer zu einer uneingeschränckten Oberherrschaft unterrichtet haben, nach welcher die Jesuiten sie nach ihrem Willen und Gutdünken bewegen können.** Denn in der That, in Betracht dessen, was man gesagt hat, und noch sagen wird, wird kein verständiger Mann seyn, der nicht von selbst einsieht, daß jene Erklärung ächt und richtig gewesen; Insonderheit, wenn man noch hinzu setzt, daß um zu verhindern, damit die Herrn Pfarrer in ihrem Traktament nicht die Herren Statthalter überereffen, so sich begnügen sollen, bey ihren Tafeln allein Musikanten zu halten, die Kantaten und Liedchen singen, Instrumente spielen, und Flötentöne mit einmischen.

Aber was ist denn das für eine Art von Leuten, die auf dieser elenden Welt so große Glückseligkeit geniessen? Hierauf wird im Folgenden geantwortet.

§. 3.

§. 3.

Kurze Beschreibung von der Beschaffenheit dieser Jesuitischen Provinz in Paraguay.

Um diese Frage zu beantworten, will ich einen kurzen Entwurf von der Beschaffenheit der heiligen apostolischen Missions-Provinz Paraguay liefern. Sie besteht aus drey Statthalterschaften von Paraguay, Rio della Plata und Tucuman, und dem Corregimento von Tarja, und hat 12 Kollegien, nämlich, Assumption, Corrientes, S. Fé, zwey in Buenos Ayres, Cordova, Rioja, Caramarca, Tucuman, Estero, Salta und Tarija, zwo Residenzien, Montevideo und Tucuy, einem Seminario in Cordova, und über 40 Völkerschaften von verschiedenen Missionen von Guaranis, Chiquitos, Mocovies, Abipones u. s. w. In diesem Lande beträgt die Anzahl der Jesuiten etwas über 400, unter welchen nicht gar 300 Priester sind. Ihr Hauptort ist das Collegium maximum von Cordova, wo sie ihr Noviziat und ihre Studien unter dem Namen einer Universität haben, und wo auch die ordentliche Residenz des Provinzials, und seiner vier ordentlichen Konsultoren ist. Drey kommen noch, aber ohne

Stimme

Stimme ad Graviora hinzu, und helfen den andern in Regierungsgeschäften.

Aber diese materielle Eintheilung giebt uns noch genug Unterricht von ihrer Beschaffenheit. Ich muß also sagen, daß die 400 Jesuiten in drey Klassen bestehen: Die erste, die etwa 100 Köpfe ausmacht, begreift amerikanische Spanier, die es nie so weit gebracht, daß sie die herrschende Parthey geworden waren. Noch weniger erreichten diesen Zweck die Jesuiten von der zwoten Klasse, die aus wenigern Europäern besteht, welche in den europäischen Provinzen der Jesuiten als Söhne derselben erzogen, und gekleidet, wurden, und den General um Erlaubniß ersucht haben, in diese Provinz über zu gehen, wo sie sich fälschlich vorstellten, die Martyrer Krone zu finden. Die dritte Klasse, welche den großen Haufen ausmacht, besteht aus Europäern von allerley Arten und Leuten, die man in Europa als Söhne dieser Provinz angenommen, welches so zugeht.

Es nähern sich oft den Kollegien in den Hauptstädten gewisse schlechte junge Leute, die es für kein geringes Glück halten, diesem oder jenem graduirten, und in Ansehen stehendem Vater zu dienen, hin und herzulaufen, um ihm gewisse Dinge auszurichten, auch die niedrigsten Dienste seines Zimmers zu versehen, und sie begnügen sich zu ihrem Unterhalt

das, was dem Vater von dem seinigen überbleibt, zu bekommen. Ein solcher Jüngling, wenn er zu weitern Jahren kommt, studirt die Gramatik, in der Hoffnung nach Indien zu kommen, das ihm der Vater als eine Belohnung für seine Dienste verspricht. In zwey bis drey Jahren bringt ers in der Latinität so weit, als es sein Endzweck erfodert. In dieser Zwischenzeit kommen die Prokuratoren der Jesuiten nach Madrit, welche alle sechs Jahre nach Europa geschickt werden, um gewisse Waaren und Missionarien zu laden, und der junge Mensch giebt sich alle Mühe, damit er unter die Zahl der Missionarien komme, weswegen auch sein Herr sich mit gemeldten Missionarien verwendet. Dies thut er, indem er sie versichert, daß der junge Mensch so beschaffen sey, daß er ihn tausendmal für seine Provinz würde angenommen haben, wenn ihm nicht seine Armuth und geringe Herkunft im Wege gestanden wären. Wie man dies in Amerika nicht achtet, und niemal darauf sieht, so wird das Gesuch des jungen Menschen erfüllt: man giebt ihm eine äussere Rinde und Einfassung eines Novitii, worauf er in das hospitium von Porto geschickt wird, von hier geht er mit 60 andern, die aus allen Theilen der Welt hier zusammen gekommen, nach Buenos Ayres über.

Nach

Nach diesem Muster werden alle die jungen Leute nach dem besondern Geschmack dieser Provinz gebildet, in welcher gründliche Gottesfurcht, Gelehrsamkeit und Klugheit nichts helfen, wenn man zu Ehren und Aemtern gelangen will. Heucheley, Arglist, Betrügereyen thun bessere Dinste. Daher kommt es, daß man einen verdrüßlichen melancholischen Gang mit gehengtem Kopf Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit und Andacht nennt. Ein affektirter süsser Ton, und eine unnatürliche Sprache heißt Sanftmuth und wahre Demuth. Unflätterey und ein garstiges Kleid heißt religiose Armuth. Verachtung gegen andere Orden heißt Hochachtung seines eigenen Berufs. Verstellung heißt Vorsichtigkeit, und Ränke nennt man Geschicklichkeit. Mit einem solchen Grund von Tugend und mit einer superficiellen Kenntniß der Scholastik und Moral können sie zu den Missionen kommen, und da Gefährten der Väter Pfarrer werden. Denn dies ist der andere Beweis, ob sie zu den Finanzanstalten, und an den Schreibtisch der Jesuiten taugen oder nicht. Hat man sie als brauchbar erfunden, so macht man sie zu Pfarrern, und aus ihnen nimmt man die große Anzahl von Prokuratoren der Provinz in Madrit, Potosi, Cordova, Buenos Ayres, in den Missionen dieser Stadt, in jenen dell' Assumtion, S. Fè und Tarya, ohne den besondern Prokurator eines jeden Kollegii, und die angesessenen Väter zu zählen,

welche alle Prokuratoren sind. Denn beynahe die ganze apostolische Provinz beschäftigt sich mit dem Zeitlichen. Es sagt daher der Provinzial Lauro Nugno sehr schicklich von ihnen y): Unvermerkt sieht man das apolische Kollegium der Arbeiter in ein Kollegium von Prokuratoren verwandelt.

Die Jesuiten von dieser Klasse, und die Magister, welche den kleinen Rest derjenigen ausmachen, die nicht zu den Stellen von Prokuratoren, von Pfarrern, oder zu angemessenen Jesuiten gelangen können, bringen die Zeit in Kollegien mit Müssiggang zu, beschäftigen sich des Morgens ihre andächtige Verehrinnen beichten zu lassen, und sie durch Besuche an sich zu ziehen, die sie ihnen des Nachmittags machen.

Noch besser aber beschreibt sie der Provinzial Simon die Leone in folgenden Worten z): „Nachdem unserm Vater General gemeldet worden, daß die Gewohnheit aufkömmt, Spanierinnen allzuhäufig zu besuchen, und daß einige die den Söhnen der Gesellschaft eigene Strenge und Ernsthaftigkeit so weit aus den Augen setzen, daß sie dieselben im Umgang mit ihnen dutzen, welches die Spanierinnen mit gleicher Vertraulichkeit erwiedern; so fügt unser Vater folgende Worte bey: Durch kein Thor kann sich ein deutliche-

res

y) Eben daselbst T. I. p. 573.
z) Eben daselbst. T. I. p. 180.

res Verhältniß einschleichen u. s. f. So weit unser Vater. Euer Ehrwürden wirken mit dero Eifer zum Eifer unsers Vaters mit, damit das Haus Jesu, das wegen seines apostolischen Titels berühmt ist, seinen Glanz durch einige dergleichen Mängel nicht verliere. Melden sie unserm Vater, daß man oft wider die 17 Regel der Priester fehlt, indem sie in ihren Beichtstühlen von Dingen sprechen, die gar nichts mit der Beichte gemein haben, wie man es deutlich daraus schliessen muß, weil die Beichten so lang dauern, und man dabey oft ein so grosses Gelächter hört. Hiezu kommt noch, daß der Mißbrauch so weit gekommen, daß zuweilen Priester in den Beichtstuhl kommen, die gar keine Erlaubniß haben, Beichte von Weibern zu hören, und nicht wenige Koadjutoren machen es eben so, welches die größte Unordnung ist. „ Hernach erinnert er, daß die Regel die Kürze solcher Beichten sattsam einschärft, und fügt noch bey: **Ich befehle, daß man dem, der die Gewalt Beichte zu hören nicht hat, und mit den Spanierinnen im Beichtstuhl spricht, eine ernstliche Pönitenz gebe.**

Aus diesem Müssiggang; weil sie sich gar nicht auf das Studieren legen, noch sich mit der Arbeit beschäftigen, die hier eine unnütze Last ist, sind in dieser Provinz zwo Unordnungen entstanden, welche den wahren Charakter derselben ausmachen: Erstlich

der Geist der Handlung (von welchem ich einen eigenen Band schreiben müßte, wenn ich ihn nach Würde abhandeln wollte); Zweytens der Geist der Faktionen und Partheyen, nach welchem sie wider einander aufgebracht sind. Es sind sieben verschiedene Partheyen, welche alle darüber streiten, wer regieren, wer die Prokuratorien, und vornehmlich die Generalprokuratorien der Provinzen, und der Missionen besitzen müsse. Die Parthey der Fremden hat die Oberhand bekommen, bald war Italien, bald Deutschland über die andern erhaben, je nachdem das Oberhaupt aus einer dieser Provinzen war. Unter den Spaniern hat fast immer Arragonien vor Kastilien die Oberhand, zuweilen hat auch diese Landsmannschaft jene bezwungen, so wie es erst kürzlich durch einen seltenen Zufall geschehen ist, der wohl die Folge haben kann, daß dieser Sieg Bestand hat. Bey einer andern Gelegenheit, da es eben so gieng, fand man an der Thüre des Refectorii des Collegii maximi von Cordova, wo die Gährung am heftigsten war, folgendes Pasquill angeschlagen:

Evanuit sicut fumus
Il partito Arragonese
Laqueus contritus est
Et nos liberi sumus.

Das

Das Wenige, das ich von der innern Beschaffenheit dieser Provinz gesagt, kann genug seyn, die Frage zu beantworten: was denn das für eine Art von Leuten sey, welche in dieser elenden Welt das Glück haben, so wie die Statthalter Tafelmusik, und den ganzen obbemeldten Pomp zu geniessen? Ich glaube auch, daß das Daseyn dieses jesuitischen Reichs, welches der erste Punkt dieses ersten Theils war, genugsam bewiesen ist. Ich komme auf den zweyten Punkt, welcher das nemliche erweisen wird. Ich werde die Mittel zeigen, durch welche sich dieses Reich so lange behauptet hat. Die Erhaltung und Behauptung desselben war freylich eine sehr schwere Sache, nicht nur, weil dieses Reich auf Grundsäulen beruhete, die dem göttlichen, königlichen und kanonischen Recht ganz zuwider waren, sondern weil es auch viele Feinde von innen und aussen hatte, von welchen es einen gefährlichen Umsturz zu befürchten hatte. Inwendig konnte das Reich nicht nur durch die Indianer, sondern auch durch die Jesuiten selbst untergraben, und geschwächt werden, von aussen hatte es vieles von den Spaniern und andern Fremden zu befürchten. Wider alle diese Gefahren erfand die List dieses Regiments die Mittel, die ich jetzo anzeigen werde.

Fünfter Abschnitt.

Mittel und Vorsicht, die man in Ansehung der Jesuiten selbst ergreifen mußte.

§. 1.

Das erste und zweyte Mittel war, solche zu wählen, die entweder nicht wollten, oder nicht konnten überlegen, worinnen ein solches jesuitisches Reich bestünde.

Das erste Mittel war, diese Missionen mit einer grössern Anzahl von fremden, als von spanischen Pfarrern zu versehen. Man sahe das auch nur bey diesen sieben Völkern als im Jahr 1756 die Heere einrückten. Denn man fand folgende Pfarrer: Karl de Tux von St. Nikolaus, Innozentius Herber von St. Ludwig, Franciskus Lymp von St. Lorenz, Ludwig Karletti von St. Johannes von Spaniern waren da Jayme Mascaro von St. Borgia, Bartholomäus Pisa von St. Angiolo, Lorenz

renz Balda, von St Michael. Als Adjunkten waren da, die Väter Thadäus Enis, Joseph Ungar, Johannes Gilger, Adolph Skal und viele andere Fremde.

Die Absicht dieser Politik ist, damit so viel möglich, niemand sey, der von Herzen und aus Liebe das Interesse unsers Königs und der Krone Spanien beobachte. Daher man lieber alles in die Hände von Leuten übergiebt, die Unterthanen von andern Monarchen sind. Ferner in einem vom Vaterlande so weit entfernten Lande, wo einer, der seiner Gesellschaft nicht getreu ist, gleich aus derselben verstoßen wird und ohne den mindesten Schutz seinem gänzlichen Verderben und Untergang ausgesetzt ist, wird sich nicht ein jeder aus ihnen lieber tausendmal aufopfern, als daß er nur einmal nicht das befolgen sollte, was man ihm befiehlt oder anvertraut, und sich hiedurch der Gefahr aussetzte vom höchsten Gipfel des Glücks in das äusserste Elend zu gerathen? Da nun die Fremden an der Zahl den Spaniern weit überlegen sind, da ferner die Superioren der Missionen meistens solche Fremde sind; wer sollte sich getrauen, ihren Unwillen zu reitzen, wenn auch in diesen Regierungen eine geheime Maschine sollte gespielt werden, die dem Recht des Königs und des Pabstes zuwider ist?

Man bemäntelt diese Aufführung mit dem Vorwand, es sey unmöglich, daß Spanien so viele Arbeiter liefern könne, als für beede Indien nöthig sind, da-

her man sich der Fremden habe bedienen müssen, die einen so apostolischen Eifer in Ausbreitung des christlichen Glaubens hätten; sobald solche Leute in diesen Ländern ankommen, so können sie in den Städten zwar keine Dienste thun, weil sie die spanische Sprache nicht verstehn, man könne sie aber desto besser in den Missionen gebrauchen, weil sie die guaranische Sprache so leicht lernen. Aber wie machen es da die andern Orden, die ihre Provinzen in Amerika mit Leuten versehen, ohne Mönche aus Sardinien, Italien, Deutschland, Ungarn, den Niederlanden und Böhmen kommen zu lassen? Fehlt es etwa in Spanien an solchen erbärmlichen Günstlingen, mit welchen man rekrutiren könnte? Und warum nimmt man nicht lieber amerikanische Spanier? Zweytens, wenn es Eifer für den Glauben ist, der die Fremden bewegt hieher zu kommen: warum zeigen sie den Eifer für den Glauben in solchen Ländern nicht, wo sie den Sitz der Ketzerey finden würden?

Die Ursache, warum diese Unordnung so lang gedauert hat, ist allein diese gewesen, weil die Macht der Jesuiten alle weise Verfügungen unsers Hofs vereitelt hat. Es waren Dekrete vorhanden, nach welchen in Kadix kein Fremder nach diesen Missionen sollte eingeschiffet werden, man unterließ auch die Untersuchung niemals, die einer von den Gerichtsdienern im Kollegio vornehmen mußte. Aber wie konnte es an-

ders

ders seyn. Wie könnte es ein Diener des Königs wagen, sich zu widersetzen, und der Gesellschaft in Kadix beschwerlich zu seyn, so lang in Madrit ein königl. Beichtvater die Befehle gab? Es war etwas zum Lachen, wenn man dieses Amt verrichten sah, so wie ich eine solche Revüe von siebenzig Personen Gelegenheit hatte, da man untersuchen sollte, ob es lauter Spanier wären, deren doch kaum der dritte Theil vorhanden war. Ein Deutscher, den man gelehrt hatte, er sollte, wenn man ihn fragte, antworten, er sey ein Gallego, sagte, weil er dieses Wort nicht aussprechen konnte, *ich bin ein* Galileo. Er passirte aber wie die andern, und wäre auch passirt, wenn er gleich ein Samaritaner, oder ein Philister gewesen wäre; denn die ganze Sache lief doch auf eine bloße Ceremonie hinaus.

Das zweyte Mittel war, daß man zu diesen Völkern nur solche Jesuiten schickte, die nur unter den Indianern sich von der Seite der Einsichten und der Kultur ein Ansehen erwerben konnten, Leute die Niemand wegen der Vorurtheile der ersten Erziehung übertreffen konnten, die folglich sehr weit davon entfernet waren, eine geheime Bosheit in einer Methode zu suchen, die schon eine lange Reihe von Jahren kanonisirt und durch die Ausübung so vieler Väter des Institus bestättigt war. Ich will ein Beyspiel anführen, um meinen Satz zu beweisen, und zu erklären, ob ich dadurch

durch das verständlich mache, was sie im Sinne haben. Ich kannte viele Jahre über in Kastilien, so lang diese allda studirten, die Väter Joseph Quiroga, Dominicus Muriel, Lorenz Kasada, Joseph Matilla, Johann Antonius Xibera, Johann Manuel Gutterez. Der P. Diego Garvia, Prokurator der Provinz entfernte sie alle aus der Provinz. Die drey ersten waren Männer von großer Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, die drey letzten hatten beynahe gar kein Geschick zu den Studien und Kultur. Nun sehe ich, daß diese in diesen Missionen fest sitzen, und daß jene ihr Leben in den Kollegien der Städte in Spanien zubringen. Folglich habe ich Grund zu vermuthen, daß die List solcher Männer, durch deren Hände alles dieses gieng, diese Maxime als eine geheime Instruktion zu beobachten hätte.

In der That sehe man nur den P. Michael de Soto an, der mit Bändern und Borden, mit langen Spornen und mit einem ansehnlichen Gürtel versehen ist, dessen ganze Wissenschaft darinnen besteht, daß er einer Heerde Kühe wohl vorstehen, einer, die sich verlaufen hat, geschickt nachreiten, und sie zur Herrde zurück führen kann, dessen ganze Neigung für das Feld und die Heerden entschieden ist. Nie wird dieser Mann eine andere Stelle bey diesen Völkern bekommen, als jene, wozu sie ihn bestimmt haben. Diese Unwissenheit beschreibt der General Michael Un-

ge-

gelus Tamburini selbst, indem er dem P. Provinzial Blasius de Sylva befiehlt, dafür Sorge zu tragen, damit diese Leute etwas von der Moral erlernten um die Beichte der Indianer anzuhören, der Provinzial setzt hinzu a):

„ Zur Erfüllung dessen, was der General so ausdrücklich und ernsthaft mir befiehlt, beschliesse ich, daß diejenigen, welche noch so unwissend in der Moral seyn werden, zu einer neuen Prüfung angehalten werden, und wenn sie nach dem Urtheil der Examinatoren nicht offenbar die erforderlichen Einsichten haben, so soll man sie von der Verwaltung des Sakraments der Pönitenz ausschliessen. „ Wie werden nun Leute, von welchen man noch zweifelt, ob sie so viel wissen, als zu Verwaltung des Bußsakraments bey den rohen Indianern nöthig ist, die unerforschlichen Tiefen der Regierung der Gesellschaft ergründen können? Aber eben dieses, und sonst nichts, machte, daß sie der General für die Geschicktesten hielt, unter diesen Völkern zu dienen.

§. 2.

a) Eben daselbst T. II. p. 54.

§. 2.

Drittes und viertes Mittel, alles mit dem Deckmantel der Frömmigkeit zu bemänteln, und das Geheimniß undurchdringlich zu machen.

Das dritte Mittel war, daß man alles, was einem ein wenig verständigen und klugen Missionarius fremd und sonderbar vorkommen konnte, mit dem Deckmantel der Frömmigkeit und des Eifers bedeckte. Die Indianer sollten in der Unwissenheit und Dummheit erhalten werden, folglich durfte man sie nicht in den Wissenschaften unterrichten, damit sie nicht Gelegenheit bekämen, selbst zu denken. Denn *das Wissen blähet auf*, sagt der Apostel. Sobald sie mehrere Einsichten bekämen, so würden sie nicht mehr so demüthig und gehorsam gegen ihre Pfarrer seyn. Indessen war dieß die Absicht, sie sollten nicht einsehen, daß man sie wie das Vieh behandelte, damit sie nicht, wenn sie sich mit andern Nationen verglichen, augenblicklich mit Händen fühlten, daß sie die unglücklichsten Menschen von der Welt sind, und hernach nicht nur ihr Glück besser zu befördern suchten, sondern sich auch an solchen Leuten rächeten, welche sie so viele Jahre über ihres Glücks beraubt hatten.

Man konnte auch den Indianern die Verwaltung ihrer Güter nicht überlassen, damit sie dieselben nicht

aus

aus Unklugheit verschleuderten, und hernach nicht mehr behielten. Aus dieser Ursache mußte der Superior Generaladministrator von der Einnahme aller Völker seyn, und Gewalt zu verordnen haben, jedoch dem Provinzial allein untergeordnet seyn: natürlicher Weise war die Absicht des Urhebers dieser Maschine, alles, was überblieb, zu verschlingen, und die Früchte ihres jesuitischen Reichs ohne Tara einzuziehen;

Man mußte den Indianern allen Umgang mit den Spaniern verschliessen und verhindern: denn da dies Leute von so verdorbenen Sitten sind, so würden sie die ganze Christenheit auf einmal zu Grunde richten, welche der ersten Kirche nichts nachgiebt. Aus eben diesem Grunde mußte man den Priestern und Mönchen diese Pfarreyen nicht abtreten. Aber wenn man die Wahrheit sagen will; so befürchtet man, sie möchten durch ein solches Betragen lernen, ihre Fesseln abzuwerfen, und man möchte hiedurch den Feinden der Gesellschaft dies ihr Reich in die Hände spielen.

Die Väter mußten die Indianer strafen, die, wenn sie ein wenig spanisch verstanden, sich dieser Sprache bedienten. Denn dies würde andern Sitten und Gewohnheiten des lasterhaften Spaniens die Thür öffnen. Aber die wahre Absicht war diejenige, die man weiter unten anführen wird. Und

da der General nur destomehr befürchtete, es möchte dieses Thor von Seiten der Väter selbst eröffnet werden, die es doch viele Mühe kosten mußte, die Sprache der Indianer zu lernen; so giebt er ihnen folgendes Gesetz, und bemäntelt es nach seiner Gewohnheit mit der Religion b) „ Die Regel, daß alle die Sprache des Landes, wo sie sich aufhalten, erlernen, ist, daß man sie mit allen und besonders mit den Missionarien desselben spreche. Wie groß die Bedenklichkeit sey, wenn die Pfarrer, so Gefährten der Missionarien sind, diese Regel nicht beobachten, habe ich nicht nöthig anzuführen, der Eifer Euer Ehrwürden (es spricht der General *Tamburini* mit dem Provinzial *Rocca*) hat auch keine weitere Nachricht nöthig, als diese neue Aufmunterung, um es so zu veranstalten, daß man den Mängeln abhelfe, die in einer so bedenklichen Sache vorkommen. „

Diese Mängel und Folgen wird man einsehen, wenn Spanien einmal aus guten Gründen diese Väter aus den Missionen entfernen wird, ob es sodann diesen Schritt nicht thun kann, weil es niemand anders hat, der die Sprachen der Indianer versteht. Aber der eifrige P. *Tamburini* hätte sich noch vielmehr Bedenklichkeit daraus machen sollen, zu ver-

---

b) Eben daselbst p. 422

verursachen, daß man die königlichen Dekrete überschritte, welche verordneten, es sollten die spanische und portugiesische Sprache unter den Indianern beeder Kronen eingeführt werden. Er hätte sich ein Bedenken daraus machen sollen, einen Mißbrauch von jener heiligen Regel zu machen, welche so lautet: „ **Alle sollen die Sprache des Landes lernen, wo sie sich aufhalten, wenn anders das Gegentheil nicht nützlicher wäre.** „ Nun war die spanische Sprache in Betracht der königlichen Dekrete, welche verordnen, daß man sie bey den Indianern einführen solle, allda nicht nur nützlicher, sondern ganz und gar nothwendig. Folglich hätte sich der General einen schweren Gewissenszweifel daraus machen sollen, von der Religion, von gemeldter Regel, und von den königlichen Dekreten einen solchen Mißbrauch zu machen, blos um das höllische System dieses seines Reichs zu bemänteln.

Ferner, wie hätte der General, wenn er anders nicht mit gewissen sehr einfältigen Vätern gesprochen, die ihm blindlings alles glauben, sagen können, man müsse sich ein grosses Bedenken daraus machen, diese Regel nicht zu beobachten, da keine von den Regeln der Gesellschaft etwas anders als eine Direktionsregel ist, die keineswegs verbindet, als wenn er von einer Materie spricht, mit welcher von einer andern Seite her die Verbindlichkeit verknüpft ist? Nun lese man

eben hievon eine andere noch triftigere Stelle in eben diesem Briefe.

„Als der V. Visitator, heißt es, sahe, daß die Ausschweifungen in den Gebäuden der Doktrinen nicht durch einfache Befehle abgeschafft werden konnten, so sah er sich genöthigt unter dem Präzept des heiligen Gehorsams zu befehlen, daß man bey unsern Häusern, wenn man sie in unsern Doktrinen von neuen bauen sollte, dem Riß folgen sollte, den er bey seiner zwoten Visitation vom 22 Jänner 1713 hinterließ, und dessen Kopie er mir einschickte, worauf ich ihn einsah, und in der Hauptsache, was das Maas der Breite und Länge der Zimmer in unsern Wohnungen betrift, billige und bestätige. Drey Monate nach dem Schreiben des V. Visitators in der Depesche vom 7 April 1713 werden Euer Ehrwürden dieses nämliche Präzept finden, welches ich Kraft der damals eingelaufenen Berichte zu geben mich genöthigt sah.„

Nun setze man, daß auch der gewissenhafteste Gottesgelehrte in das Missionsland komme: so frage ich ihn, ob denn das ein Gegenstand zu einem Präzept des heiligen Gehorsams seyn kann, daß der Hof bey dem Hause, oder auch die Zimmer einige Schuhe mehr oder minder betragen. Wozu dient dennn diese Strenge? dazu, daß die Indianer ihre Zeit nicht mit Bauen zubringen, welches dem Römer - Comtoir nicht anständig noch nützlich ist. Damit aber die Vä-

ker dieser Provinz es nicht begreifen, so sehe man, wie der Provinzial den Brief schließt. „Was nun mich betrifft, so gebe ich E. E. auf, das alles, so wie es unser General befiehlt, aufs pünktlichste befolget werde. Denn da es der Wille unsers Vaters ist, so ist es auch der Wille Gottes unsers Herrn.“

Und dies ist so zuverlässig, daß, wenn schon der Wille des Vaters Tamburini ist, daß man den königlichen Befehlen nicht gehorchen solle, denen doch nach der Lehre der Apostel alle Gläubige gehorchen sollen, erst alsdenn, wenn dieser sein Wille mit ernsthaften Worten, und mit eitlen Religionsvorwendungen bemäntelt wird, er als der Wille Gottes angesehen werden muß.

Das vierte Mittel war das undurchdringliche Geheimniß, welches das römische Kabinet beobachtete, ohne daß es sich jemand anvertraute. Die wahren Absichten verbarg es vor jedermann, am meisten aber vor den Vätern der Mission. Denn da doch die Thür offen steht, aus der Gesellschaft zu treten, oder daraus vertrieben zu werden, so wäre es wohl eine grosse Thorheit, und eine tadelhafte Nachlässigkeit, nicht auf diesen Fall bedacht zu seyn.

So viel ich habe beobachten können, so hält das römische Kabinet vielmehr von dem, was seine Regierungsart betrift, geheim und verborgen, als man äusserlich sieht, und dieß bleibt den Jesuiten selbst verbor-

 gen,

gen, welche ihre Statuten so wie alles was geschrieben, in der Provinz herumgeht, mit vieler Aufmerksamkeit lesen. Ich habe hievon einen sehr ächten Beweiß. Der P. Franz Miranda, nachdem er Cathedraticus Jubilatus auf der hohen Schule zu Salamanca, Rektor des Collegii maximi allda, und Provinzial der Provinz Kastilien gewesen, wurde als Assistent von Spanien in Rom im Jahr 1736 erwählt, und nachdem er diesen Posten einige Zeit versehen hatte, so schrieb er an seinen guten Freund den P. Ludwig de Losada in einem sehr vertrauten Briefe, den ich habe lesen hören. „So lang ich nicht hieher kam, wo ich erst genau von allem belehrt wurde, begriff ich nicht, was unsere Gesellschaft war. Ihre innere Regierung ist ein besonderes Studium, das nicht einmal die Provinzialen verstehen. Man muß in dem Amt, stehen, in welchem ich stehe, um nur anzufangen, es zu verstehen.

Im zweyten Theil dieses Werks wird man noch etwas mehreres in dieser Sache finden. Unterdessen sind doch einige, welche bey gewissen dringenden Gelegenheiten, aber immer unter einer großen Verhüllung einen geringen Antheil vom Geheimniß bekommen. Jedoch sind sehr viele, wenn sie auch schon nicht großen Häusern und Kollegien, sondern auch großen Provinzen vorstehen, welche von einem solchen Geheimniß kein

Wort wissen. Aus einer solchen sparsamen Mittheilung, welche zuweilen höchst nothwendig war, muß der Befehl des Generals Muzio Viteleschi hergekommen seyn, der also lautet: „ c) Nachdem ich bey verschiedenen Gelegenheiten die Assistenten zu Rathe gezogen, so habe ich beschlossen, daß wenn einer sterben wird, der Superior des Hauses oder Kollegii entweder durch sich selbst, oder durch eine andere vertraute Person alle Briefe sammlen solle, welche entweder vom P. General, oder von den Assistenten, oder vom Provinzial an ihn geschrieben worden, die er hierauf, ohne daß sie ein Mensch lieset, so geschwind als möglich verbrennen solle. „ Und eben derselbe sagte in einem vorhergehenden Brief an den P. Provinzial Johann Baptista Feru d). „ Wenn es nöthig wäre etwas zu sagen, so giebt es Zahlen und Arten, wodurch man die Dinge verbergen kann, ohne daß sie jemand entdecken könne. „

In der Folge werden wir noch vielmehr von diesen Geheimnissen und Verhelungen sagen müssen, wodurch man alles, so viel möglich, vor andern verbirgt, die in den Aemtern der Gesellschaft stehen. Alles wird mit der Mütze der Frömmigkeit und Religion zugedeckt, eben als ob es dieser Ehre brächte, so ungeziemend ge-

 braucht

c) Ebendas. T. I. p. 2.
d) Ebendas. T. I. p. 10.

braucht zu werden. Vor jetzo sage ich nur so viel, daß das Hauptmittel, dessen sich das römische Kabinet bediente, dies ihr Reich zu behaupten, das tiefe Geheimniß war, womit es zu Werk gieng, nicht nur in Rücksicht auf diejenigen, die ohne die Kunst davon zu ergründen, nichts destoweniger die unmittelbaren Ausführer des Hauptplans waren, sondern auch in Rücksicht auf diejenigen angesehenen Väter selbst, welche noch mehr dazu beytrugen. Und wenn auch einer von ihnen aus der Gesellschaft vertrieben würde, oder selbst Abschied nehme, so würde es doch eine vergebliche Mühe seyn, von ihm den Schlüssel zu diesem großem Geheimniß herauszubringen. Der geschickteste unter Ihnen könnte nichts weiter entdecken, als etwa einen Verdacht oder gewisse Folgen. Auch aus dieser Ursache gebräuchte man nur desto mehr Vorsicht, bey diesen Völkern solche Leute zu gebrauchen, die keine Folgen ziehen, oder Verdacht schöpfen könnten.

Wie aber doch auch bey der wachsamsten Regierungsverfassung zuweilen einige Nachlässigkeit statt hat, so scheint es, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts auch hier einige Unordnungen sich eingeschlichen haben. Einige Pfarrer, die auf einer Seite, zwar nichts von den politischen Absichten wußten, welche der General bey der Regierung dieser Völker hatte, andern Theils aber so urtheilten, wie gemeiniglich ein jeder vernünftiger Mann urtheilen muß, widersezten sich da, wo sie sich in der That widersetzen mußten, und wollten nicht zugeben,

ben," daß ihre Indianer mehr arbeiteten, als nöthig war, damit ein jeder in seinem Hause einen gewissen Grad der zeitlichen Glückseligkeit genösse; vielmehr wünschten sie, daß ein jeder bey seinem eigenen Volke bliebe, und sich nicht in die Geschäfte seiner Nachbarn mengte. Aber keinen tödtlichern Streich hätten sie der jesuitisch-römischen Regierung nicht beybringen können. Kaum erfuhr es der P. Tirso Gonzalez entweder aus der Abnahme der Kontributionen, oder durch geheime Anzeigen der Spionen; so ließ er folgende Depesche an den P. Provinzial Lauro Nunez ergehen. e)

„Ich lobe und kann den Eifer einiger Missionarien in dieser Angelegenheit nicht loben, welche unter dem Vorwand, als wollten sie ihre Indianer vertheidigen, aus denselben eben so viele eingebildete Republiken machen zu wollen scheinen, wo alle große Herren sind, und keiner dem andern zu dienen, oder für ihn zu arbeiten verpflichtet sey, und mit einem Worte jedermann seine eigenen Kapitalien und Grundstücke habe, und weiter nichts bedürfe."

Diese Worte verhüllen eines Theils vor den Missionarien, die nichts von dem großen Geheimniß wissen, die Absichten des Generals. Andern Theils sieht man auch wie sorgfältig er ist, seine Plane zu verfolgen, und nicht zuzugeben, daß ihnen eine Hinderniß entgegengesetzt werde. Man bemerke daher, wie künstlich er sich be-

e.) Ebendas. T. I. p. 171.

bemüht, daß andere das als Unordnung und Ausschweifung ansehen sollen, was so gerecht und regelmässig war. Wenn die Pfarrer bey Ihren Völkern Idealrepubliken hätten einführen wollen, so muß man ja eingestehen, daß heut zu Tage alle Völker der Welt, die dem General nicht unterworfen sind, von dieser Beschaffenheit sind. Wenn das den großen Herrn affektiren heißt, daß ein jeder so viel hat, als er bedarf, und nicht zu dem Ende arbeiten will, damit die müssigen Leute in Rom zu essen haben: warum will denn der General Herr von der ganzen Welt seyn, ohne sich viele Mühe zu geben? Und wenn es den Weltlichen unanständig ist, Herren über das Ihrige zu seyn: wie unschicklich und ausschweifend muß es denn seyn, daß Religiosen Herren über das Vermögen eines andern seyn wollen?

§. 3.

Fünftes Mittel, die Vergehungen der Missionsväter zu verbergen, welche man nicht übersehen konnte, ohne sie aus den Kollegien zu verjagen.

Das fünfte Mittel war die Herablassung und Verstellung, die man gebrauchte, die Unordnungen nicht zu bestrafen, welche eine Folge von der außerordentlichen Lebensart dieser Missionarien waren. Denn

man

man hielt es nicht für rathsam, ihre Gemüther zu erbittern, noch diese Missionen durch Strafen, die Aufsehen erregen, verhaßt zu machen. Zween junge Europäer, die im Elende aufgewachsen, und nun auf einmal ein Volk von tausend Familien zu beherrschen haben, welche Gewalt haben, alle Indianer, wes Alters und Geschlechts sie seyn mögen, mit der Peitsche züchtigen zu lassen; — Leute unter deren Händen dieses ganze Volk mit seinem ganzen Vermögen steht! — Leute, die eine vortrefliche Kost und einen herrlichen Tisch geniessen; — Wie sollten diese von Verbrechen frey seyn, die dem schwachen Fleisch und Blut so natürlich sind? Auch ohne einen von diesen Reizen, auch ohne solche Gelegenheiten, ja mit aller möglichen Vorsichtigkeit, welche das Klosterleben und die Klausur entgegensetzt, sieht man doch in unsern Kollegien täglich dergleichen Fälle, welche man in unsern Ländern, in unserer Gesellschaft nie verzeiht. Denn da bey den Weltlichen dieses Laster so gemein ist, so macht nichts unsere Gesellschaft ehrwürdiger, als eine so seltene Tugend. Da nun in unseren Kollegien die Verstossungen von Mitgliedern so häufig sind, woher kommt es, daß man solche Beispiele nie bei den Missionen sieht? Die Sache ist doch in Wahrheit sonderbar. Es scheint, daß es unmöglich daher kommen könne, weil man keine Ursachen habe, Leute auszustossen.

Wenn der Pfarrer zwanzig Tage in der Tenuta, oder Procojo, oder in den Lederanstalten sich aufhält, so läßt er seinen Gefährten allein; und wenn der Gefährte auf Befehl des Pfarers dahin geht, so bleibt der Pfarrer allein. Er hat so denn den Schlüssel zum Cotignazu, oder zum Hause der eingeschlossenen Weibsleute von allen Altern, welche aber nicht alle Verbrechen halber eingeschlossen sind. Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß er zu allen Stunden sich dahin verfügt, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Das Verschliessungshaus ist groß, und hat viele Abtheilungen. Die Weibsleute sind die höflichsten, nachgiebigsten und allemal bey der Hand. Die Mädchen sind nicht unartig und reden sehr süß und angenehm. Eine Liebkosung die ihnen einer macht, der von ganzem Volke angebetet wird, ist eine ausserordentliche Gnade für sie. Ist es denn ein unvernünftiger Verdacht, wenn man glaubt, daß da bey Unordnungen vorgehen? Man kann es genugsam aus den übereinstimmenden Wirkungen wahrnehmen. Die Portugiesen, die zu St. Angelo im Quartire lagen, und mit den Indianern und den Vätern in Gemeinschaft lebten, erzählen sehr viele dergleichen Begebenheiten. Ich will glauben, daß vieles übertrieben sey: aber können denn unter so vielen Lügen nicht auch einige Wahrheiten seyn?

Der Jesuit hat auch das Cotignazu nicht nöthig, wenn er Böses thun will. Es ist kein Dornstrauch so voll von Stacheln, als ein solcher Vater mit Gelegenheiten umgeben ist. Und der Väter Gefährte kann nothwendige Ursachen zu schweigen haben, sein Eifer kann es ihm nicht immer als rathsam erlauben, den Superioren von dem was vorgeht, Nachricht zu geben, wenn er selbst mit dem nämlichen Peche beschmiert ist. Hievon giebt uns der P. Provinzial **Johannes Baptista Cea** in folgenden Worten einige Nachricht. f)

„Man soll es in keinem Falle erlauben, daß der Gefährte des Pfarrers in seiner Kammer Flaschen, Fläschgen, Fässer, Fäßgen von Brantewein, Rosoli oder Wein, noch andere kleine Geschenke von Biscuit, süssen Dingen, Zucker, Rosentorten habe, welche die Pfarrer zum Nachtheil der Observanz als Geschenke zu geben pflegen. Und man berede die Pfarrer, daß, wenn sie solche Geschenke nicht in den Kammern ihrer Gefährten dulden, sie dadurch vermeiden wollen, damit nicht einige von ihren Untergeordneten murren und lästern, als ob sie ihre Gefährten liebkosen, um ihnen den Mund zu stopfen, damit sie dem Superior keine Nachricht von ihren Vergehungen geben. Und die Gefährten selbst wer=

f) Ebendas. T. II. p. 67.

werden dem Verdacht entgehen, den ihnen vielleicht jemand aufbürden möchte, daß sie die Ordensregeln nicht getreu beobachtet, indem sie durch Geschenke bestochen worden. „

Aber gesetzt, daß die Vorsicht, die der General aus Besorgniß nahm, es möchten die Wirkungen und Folgen die Unordnungen entdecken, die Väter hindern außer Haus in solche Vergehungen zu fallen, kann denn nicht die Besorgniß noch größer seyn, daß sie sie im eigenen Hause begehen? Mit der gebührenden Verhüllung, unter dem Schleyer giebt es der geschickteste Provinzial, denn diese Provinz je gehabt, nemlich der P. Augustin d' Arragona zu erkennen, wenn er sagt g)

Bey der Direktion der jungen Leute, die im Hause dienen, muß man vermeiden: 1. daß sie ohne Noth nicht in unsere Kammern kommen, noch sich allda lang aufhalten, unter dem Vorwand zu schreiben, oder sonst etwas zu thun; auch wenn sie im Vorbeygehen um einer ohngefähren Ursache willen hineingehen, so soll der Vater nicht erlauben, daß sie die Thür schliessen 2) es schickt sich nicht, daß man die Gewohnheit einführe, den Jungen auf der Wache und bey der Thüre zu halten, um auf den Befehl des Vaters bereit zu seyn. Dies zu thun ist

g) Ebendas. T. I. p. 73.

ist ja genug, daß man ein Glöckgen halte, das man an der Thüre der Kammer läute. Was weiter geht, ist ein Zeichen eines Ansehens und Pomps, das sich für Palläste und Höfe schickt. 3) Es wäre etwas abscheuliches, wenn es sich ereignete, daß man die Jungen mit den Händen liebkosete, oder sie unter dem Vorwand von Karessen, Vertraulichkeit oder noch niederträchtigerer Beweggründe antastete. Ich nenne es so, weil in der That dergleichen Handlungen einen jeden beschimpfen, er sey wer er wolle, wie vielmehr aber beschimpfen sie Geistliche, von welchen der Unterricht, und das ewige Wohl dieser armen Leute abhängt, welche oft aus noch geringern Aeusserungen schon bösen Argwohn schöpfen, die eben so sehr, weil sie selbst schlecht denken, auf das Niederträchtige erpicht sind, noch mehr aber durch den Neid wider einen solchen aufgebracht werden, von dem sie sehen, daß ihn der Pater mehr liebkoßt.

Uiber diesen Punkt ist eine beträchtliche Anzahl von Briefen, Nachrichten, Erinnerungen, Befehlen, und Verfügungen der Provinziale und Generale vorhanden. Wenn man nun auch gleich gedenkt, daß große Unordnungen dabey vorgegangen; so hat man doch nie gesehen, daß deßwegen die Missionarien davon gejagt worden. Endlich weil es nicht angieng, daß man

diese wegjagte; so erwählte man dagegen das Mittel die Jungen selbst wegzujagen, wie man aus folgendem Brief ersieht:

„Es gereicht mir zu großem Mißfallen, daß nach so vielen Befehlen von mir, welche auf Verabschiedung der Jungen aus unsern Häusern drangen, die als Bediente der Väter in denselben bey jedem Volk der Doktrinen sich aufhielten, sie doch noch immer beybehalten werden, da einige Väter mir eben auf dasjenige, was ich gleich Anfangs wohl überlegt habe, noch Vorstellungen machen. Ich befehle demnach fürs leztemal, daß gemeldte Jungen sogleich ohne den mindesten Verzug aus unsern Häusern verabschiedet werden. Und über diesen Punkt rede mir keiner mehr ein, und mache mir keine weitere Vorstellungen, denn da ich von allem wohl belehrt bin, so gebe ich diese letzte und unverbrüchliche Entschliessung Und damit bey der Vollstreckung kein Irrthum entstehe, im Falle (wie ich aber nicht hoffe), daß sich einige widersetzen wollten, so setzen Euer Ehrwürden in meinem Namen das Präzept des heiligen Gehorsams hinzu, damit dieser Mein Befehl gänzlich befolgt werde. Der ich übrigens versichert bin, daß die Klugheit der Obern diese Vertreibung ohne Tadel noch Beschimpfung und ohne Widersetzlichkeit vollstrecken wird. Denn viele von den Missionarien selbst, die Vernunft und Erfahrung erweisen es augenscheinlich, daß man es ohne Gefahr thun kann. Ich

ha-

habe in dieser Sache zu meinem nicht geringen Schmerz dem Herrn Bischof von Paraquay nicht zu Willen seyn können, weil ich vor unserm Gott überzeugt bin, daß ich meine Pflicht nicht erfüllte, wenn ich das nicht vollstreckte, was ich gegenwärtig bestimmt habe und bestimme. Ich empfehle mich den heiligen Opfern Euer Ehrwürden. Rom den 14 April 1731.

Dero

Diener in Christo

Franciskus Retz.

Die Verfügung war sehr gut: aber warum warf man nicht zugleich mit den Jungen in einem Bündel auch diejenigen hinaus, die vielleicht Ursache an dieser Verstossung waren, und die Veranlassung zu einem so eindringlichen Briefe gegeben haben? Ist es denn möglich, daß, da in den Kollegien die Bestrafungen wegen geringerer Verbrechen so herrschüchtig, ernstlich und von schneller Vollstreckung sind, man hernach in den Missionen alle Bestrafungen wegen der allerschwersten Verbrechen nur darauf einschränkt, das man in einem todten Papier sie ihnen vorwirft, und verfügt, daß es hinführo nicht mehr geschehe.

Aber ist es denn so etwas grosses, daß man in den Sünden des Fleisch so verfährt, da man in einem so wichtigen Fall, als wir im 7 Abschnitt §. 1. hörten,

ten, das nämliche bemerkte? Der General gesteht es selbst ein, daß ein Jesuit als Kapitän eine Bande kommandirt habe, welche ausgieng Portugiesen zu bestehlen, und zu ermorden. Und das that der Jesuit doch nicht für sich, und auf seine eigene Faust, sondern die Jesuiten wirkten selbst mit zu jener Streiferey, wobey Plünderungen und Todtschläge vorgiengen. Hat denn damals der General befohlen, daß solche Ungeheuer aus der Gesellschaft verstossen würden? hat er sich nicht damit begnügt, ein Präzept ergehen zu lassen, daß man es hinführo nicht mehr thun sollte? Ich frage, was hatte man das Präzept des P. Tamburini nöthig, da die Sache schon im V. und VII. Gebot des Herrn verboten war? Billig hätte man die Uibertreter der höchsten Gebote auch mit den höchsten Strafen belegen sollen. Aber das hieße die Missionen des jesuitischen Reichs verhaßt gemacht, die man doch durch alle mögliche Mittel erhalten wollte.

§. 4.

Sechstes Mittel den Missionarien durch eitles Lob wegen ihrer Aufführung zu schmeicheln.

Das sechste Mittel war, daß man ihnen mit eitlem Lobe schmeichelte. In der That, wenn sie dem Lobe glaubten, das ihnen die Generale und Provinziale in ihren Briefen gaben, so waren sie glückliche

und

und liebe Leute. Nur ein oder zwey Exempel können genug seyn. Der Vater Provinzial Christofano Gomez nahm bey der Visitation der Missionen mit folgenden Worten Abschied h): „Mit diesem Briefe, den ich gemeinschaftlich an sie alle schreibe, will ich mich verabschieden, um in die Provinz zurück zu kehren. Ich thue es mit der grösten Zärtlichkeit meines Herzens, das in diesen heiligen und apostolischen Missionen zurückbleibt, und das viele Gute beneidet, das ich in denselben gesehen habe, wie ich denn den glorreichen Bemühungen, zum Besten einer so blühenden Christenheit, wovon der Herr der überreiche Vergelter seyn wird, alle Hochachtung schuldig bin. Ich werde hievon unserm General nach meiner Pflicht vollständigen Bericht erstatten, weil ihm dies Anlaß zu desto grösserem Troste geben wird, was er zu wiederholtenmahlen in seinen Briefen einschärft. Einige Kapitel derselben werden hier Platz finden, und man wird daraus die grosse Achtung ersehen, die er für die rühmlichen Bemühungen E. E. E. E hat. Ich will es mit seinen eigenen Worten ausdrücken, welche noch viel ein grösseres Gewicht haben werden, als die meinigen. In einem Briefe vom 10 Oktober 1671 an den Superior schreibt er mit eigener Hand folgendes an die hiesigen Missionarien: Vos estis Corona mea &

h) Eben daselbst T. I. p. 83.

K So-

Societatis. Vos omnes amplector Missionarios, quos custodio, ut pupillam oculorum Christi, cujus estis Ministri primarii in Salute procuranda animarum. Diese Worte setzen sie in eine grosse Verlegenheit, denn es sind so viel bedeutende Worte: die Krone am Haupte eines so grossen Vaters, und einer so grossen Mutter, und der Augapfel Christi zu seyn, und den Namen der vornehmsten Diener bey dem Heil der Seelen zu verdienen. Und in der That, nähme man diese Missionen hinweg, so würde die Krone unserm Vater vom Haupt fallen, und die Provinz wird bleiben — —

Und hier hört der Text auf, und kommt auf eine ganz andere Sache. Es ist Schade, daß wir nicht wissen (vielleicht hat der Kopist Schuld daran, vielleicht soll es emphatisch gesprochen seyn, vielleicht ist es eine Verschweigungsfigur des Provinzials), wie denn die Provinz bleiben wird, wenn einmal die Missionen aufhören, und wenn die Krone dem General der Gesellschaft vom Haupte fallen wird. Wir wollen uns aber begnügen nur aus eines oder des andern Munde zu vernehmen, daß diese Missionen das jesuitische Reich und die Krone des Generals sind. Der P. Provinzial Augustin von Arragonien sagt so i):

„Mit

i) Eben daselbst T. I. p. 57.

„ Mit innerer Freude meines Geistes habe ich diese Doktrinen besucht, weil ich in der Nähe die besonderen Gaben gesehen, womit unser Gott die Seelen aller meiner Missionarien reichlich versehen hat. Ich habe den reichen Segen mit Händen gefühlt, womit Gott den Eifer und den Fleiß seiner Diener gekrönt, und den christlichen Glauben und die Gottesfurcht in den Herzen der armen Indianer zur Nacheiferung der ersten Kirche befördert hat. „

Es sind viele Jahrhunderte, da die erste Kirche auf der ganzen Erde als glorreich und triumphirend verehret wird, und es ist weit entfernt, daß ihr eine Kirche ihren Glauben und Gottesfurcht streitig machen sollte. Daß man aber die Kirche der Guarani so oft mit der ersten Kirche von Jerusalem verglichen hat, das haben diese Väter in dieser Rücksicht gethan, weil in beeden die Güter gemein waren. Daran liegt solchen Männern am meisten, welche die gemeinschaftlichen Güter der guaranischen Kirche ausschliessungsweise, und auf eine ganz besondere Weise zu ihrem Eigenthum machen. Und so kann man sie eben so mit der ersten Kirche vergleichen, wie man die jetzigen Jesuiten mit den damaligen Jesuiten, nämlich mit den Aposteln und Schülern Jesu Christi vergleichen kann. Diese letzten hatten freylich nicht nöthig, daß man ihnen verbot, zu rathen, zu leiten, und in Person mit zuwirken, Kriegskapitäne vorzustellen,

als Rebellen in andere Länder einzufallen und da zu plündern und zu morden. Man hatte auch nicht nöthig ihnen zu verbieten, daß sie nicht mit Trompeten sich zur Tafel blasen, mit Kanonen schießen liessen, keine gefährlichen Pagen an der Thüre hielten, sich nicht mit den Jungen in die Kammern einschlössen, auch nicht, daß man eitles Lob gegen sie verschwendete, um sie in ihrem Dienste zu bethören, und sie zu Werkzeugen solcher Dinge zu machen, die in allen göttlichen und menschlichen Gesetzen verboten sind.

Dessen ohngeachtet sagt der P. Provinzial *Ignatius de Trias* in seinem Abschiedsschreiben an die Missionarien k): „Die Missionarien der Gesellschaft sind das Licht, durch welches die Welt das wahre Bild Gottes, die Schönheit der Tugend, die Abscheulichkeit des Lasters, die untrügliche Wahrheit des Glaubens, und die Irrthümer des Götzendienstes sieht; und mit diesem Licht sehen alle: Denn von andern Orten her kommt viel weniger Licht in Vergleichung desjenigen, das von diesen Missionen kommt. In der katholischen Kirche sieht man keine christliche Gemeinde die der ersten Kirche näher kommt. Da hört man vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang nichts anders in und außer der Kirche, als Gott loben, die Laster schelten, und die Sakramente häufig ge-

(k Eben daselbst T. I. p. 187.

gebrauchen. Woraus folget, daß es nirgends mehr wahr ist, daß die Gesellschaft in dieser Welt allein mehr Gutes gethan, als alle Ketzereyen zusammen genommen Böses gestiftet haben, als in diesen apostolischen Missionen.

So würde sie der heilige Paulus nicht beschreiben: Denn nach seinem apostolischen Sinn flicht sich niemand, der Gott dient, in weltliche Geschäfte ein. Diese Pfarrer hingegen und ihre Untergebene reden von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, von nichts anders als von Lederanstalten, von Kühen und Heerden der Thiere, von Arbeiten, vom Leder-Kraut-Taback-Wollenhandel u. s. w. wie ich es selbst mit meinen Ohren angehöret. Gott loben zwar, aber nur mit dem Munde, die jungen Knaben und Mädchen, die sie nicht erst, wann die Sonne aufgeht, sondern lang zuvor kommen lassen. Diese armen Geschöpfe müssen aus Furcht vor den Schlägen noch lange vor Tage, auch im kältesten Winter, kommen, und vor der Kirchthüre singen, und da sie beynahe nackt und blos sind, so bringt die Kälte ihrer eine unglaubliche Menge um, welches eine barbarische Grausamkeit dieser Missionarien ist, die indessen in ihrem warmen Bette, oder wenigstens in ihrem warmen Zimmer liegen. Was den häufigen Gebrauch der Sakramente betrift, so geniessen es die Indianer des Jahres zweymal. Was die Ermahnung zur Tugend betrift, das thun die Pfar-

rer mit solchem Nachdruck und Frucht, daß man es an den Handlungen der Indianer wahrnimmt, welche Mörder, unehelich, Diebe, und Lügner im höchsten Grade sind, und das sind sie alle im höchsten Grade.

Dem ohngeachtet waren die Väter, die ihren Provinzialen und Generalen als eben so vielen untrügbaren Orakeln glauben, so von dem Kredit ihrer Heiligkeit, in welchem sie bey ihnen standen, geblendet, daß sie einmal, als sie den Verdacht hegten, es möchte einer von ihnen in eine Beschuldigung gefallen seyn, sie ihn ganz als verloren und ohne Rettung ansahen, wie man aus folgender Stelle eines Briefes des Generals Tirso Gonzalez an den P. Provinzial Gregorius Orosco 1) ersehen kann.

„ Einige Väter, welche in den Missionsanstalten leben, führen traurige Reden wegen ihrer Erhaltung, und ob man sie wieder in den Stand herstellen kann, in welchem sie zuvor waren, nachdem nämlich die Väter von dem höchsten Grad der Achtung wegen ihrer Heiligkeit, in welchem sie bey den Indianern standen, herabgekommen. Diese sind hiedurch unverschämt und keck geworden, weil man es aus der Erfahrung weiß, wie geschickt sie in Verläumdungen und andern dergleichen Dingen sind. Euer Ehrwürden werden sie nach dero Eifer und Klugheit belehren, wie wenig man ih-

re-

1) Eben daselbst T. I. p. 148.

re Verläumdungen achtet. Es wird auch gut seyn, wenn E. E. alle diese Väter zuvor belehren, wie sie die Indianer blenden, ihnen einen blauen Dunst vor die Augen machen, und alle diese Zufälle vor ihnen verbergen sollen. Im Falle jedoch, wenn sie sich unsers Vaters erinnern, und nach ihm fragen, so sollen alle einstimmig einerley sagen, er lebe wegen seines Alters und Schwachheit in der Stille in einem Kollegio. „

Wenn dieses die Wahrheit gewesen wäre, so hätte man nicht nöthig gehabt, den Indianern einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, noch die Väter zu belehren, daß sie eine Sprache führen sollten. Die Beschuldigungen müssen also wahr gewesen seyn: daher war es nach dem Sinne des Generals rathsam, etwas zu erdichten, um die Indianer zu blenden. Dies ist doch eine ganz andere sittliche Regel, als in der ersten christlichen Kirche war. Denn diese hatte ganz andere Verhaltungsbefehle zu befolgen, nämlich man solle nichts Böses thun, damit Gutes daraus folge, u. d. gl. Nun sehe man, was dies für ein Gebäude gewesen, welches solche abscheuliche Mittel erfoderte, damit es wider die Stürme und Stösse konnte erhalten werden, die ihm sonst die Väter selbst würden beygebracht, und verursacht haben.

Sechster Abschnitt.

Vorsicht und Mittel den Umsturz dieses Reichs von Seiten der Indianer, der Unterthanen desselben zu verhüten.

§. 1.

Erstes Mittel, sie nicht gründlicher zu unterrichten, als in so weit es den Vätern selbst nützlich seyn konnte.

Das erste Mittel den Umsturz dieses Reichs von Seiten der Indianer zu verhüten, war dieses, daß man ihnen keinen andern Unterricht gab, als der unsern Vätern nützlich seyn konnte. Man mußte ihnen also die Einsichten erschweren und entziehen, aus welchen sie selbst hätten den Schluß machen können, wie groß und äußerst groß ihr eigenes Unglück ist. Dies druckte der P. Provinzial Thomas Don Vidas sattsam aus, wenn er sagt. m)

„ Es

m) Eben daselbst T. I. p. 180.

„ Es muß alles eilfertig behandelt werden. Denn wenn die Indianer in solchen Dingen es bis zu einer gewissen Stärke bringen, so werden die Väter nicht mehr mit ihnen auskommen, noch sie unter dem Joche halten können. Euer Ehrwürden können versichert seyn, daß, so wie sie in der Arglist es weiter bringen, sie auch gewiß mehr zum Bösen, als Guten werden geneigt seyn, so daß man alsdenn von den Missionen sagen könnte: Multiplicasti gentem, sed non magnificasti lætitiam, wovon man mit der Zeit nur Unordnungen und Ausschweifungen zu befürchten hat. „

In Allwege, wenn die Indianer es so weit bringen, daß sie Kultur und Schlauheit bekommen, so wird man die Ausschweifung nicht mehr vermeiden können, daß sie die Ketten der Sklaverey abwerfen, in welche sie die Väter versetzt haben. Man hat sie die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht, der Weberey, und allerley solche Dinge gelehrt, weil sie zu dem Endzweck nöthig und nützlich waren, wozu diese Maschine errichtet wurde. Einige unter ihnen haben auch die Musik und Malerey gelernet. Außer dem, daß diese Wissenschaften nichts zur Aufklärung des Verstandes beytragen, sondern blos dem Gehör, und dem Gesicht Vergnügen schaffen; so dienen sie doch, die erste dazu, daß man in Europa damit prangen kann, und die Geschicklichkeit der Indianer überall erschallt, die

andere aber kann entfernte Gegenden überzeugen, wie vollkommen die Kultur der Guarani ist.

In gleicher Absicht lehrt man die Musikanten und Maler allein lesen und schreiben. Auch dieses hat seinen Nutzen, ohne daß es den Verstand aufklärt. Denn wenn dergleichen Leute einmal zu reifem Alter kommen, so macht man sie zu Haushofmeistern, und zu Korporals über die Grundstücke und Posten, wo sie schriftlichen Bericht einschicken, wer kommt und abreiset, und genaue Rechnung führen. Uibrigens was nützt es sie, wenn sie auch schreiben können, wenn sie nicht in ihrer eigenen Sprache, die sie verstehen, andere Bücher als diejenigen haben, die diese Väter für sie zu schreiben die Gütigkeit gehabt? Es ist wahr, daß sie das Meßbuch und das römische Martyrologium ohne Anstoß lesen, und die Väter machen daraus bey Fremden viel Rühmens, wie es auch mir ergangen ist. Ich habe ihnen geantwortet: „ Was würde es mir nutzen, zwo oder drey Linien in englischer oder deutscher Sprache zu lesen, wenn ich kein Wort davon verstünde? Einen gleichen Nutzen ziehen auch die Indianer aus unsern lateinischen oder spanischen Büchern, welche Sprachen sie nicht verstehen. „ Gewiß diese und alle andere Indianer haben eine Fähigkeit zum Lernen, wie wir, so wie sie auch Menschen sind, wie wir. Welch ein abscheuliches Unrecht ist es denn, eine Nazion von mehr denn hunderttau-

send Seelen des Gebrauchs der Vernunft beraubt zu haben, welches doch der Hauptvorzug des Menschen ist, da sie dieselbe vom sechsten und siebenten Jahre an schon hätten ausüben können? Welch eine Bosheit, sie anderthalbhundert Jahre betrogen zu haben? Es ist wahr, wenn sie ihren Verstand durch abgezogen Begriffe, und durch solche Wissenschaften, die unsere Väter zieren, werden aufgeklärt haben, so werden sie sich in den Stand setzen, Pfarrer ihrer Völker zu werden, und alsdenn wird die königliche Krone vom Haupte unserer Väter fallen. Wenn aber die Behauptung dieser Krone eine so ärgerliche Sünde ist, wird es vor dem Gerichte Gottes entschuldbar seyn, wenn diese ihre Lehrer werden angeklagt werden, wenn man von ihnen Rechenschaft wegen so unzähliger Indianer, welche durch ihre Unwissenheit ewig verdammt werden, und wegen so vieler andern fodern wird, die noch in ihrer Jugend hinweggenommen worden, welche sich ein viel grösseres Verdienst hätten erwerben können, wenn sie ein wenig Kultur nach dem Verhältniß ihres Alters bekommen hätten.

Die Unwissenheit ist zwar zu nichts gut, aber in keiner Sache richtet sie grössern Schaden an, als in der Ausübung einer Religion, die man nur desto besser ausübt, je besser und gründlicher man sie versteht. Man setze einen dieser Indianer, der von der Religion nichts anders versteht als die äußere Schaale, die

ihm

ihm in die Sinne fällt. Man setze einen andern, der das Mark und das Wesen derselben schätzt und kennt. Er sage alle Sonnabende die Gebote Gottes her, er prüfe sich aber gründlich; so wird er finden, daß er bey seinen Uibertretungen solcher Gebote kein anderes Uibel befürchtet, als das, so ihm die 25 Streiche nach der Taxe des Pfarrers verursachen. Und so ist es für ihn keine grössere Sünde, zum Exempel, zur Kühheerde zu fliehen, und allda Fleisch zu essen, und zugleich die Frau eines andern mitzunehmen, um zugleich seine Geilheit zu sättigen, als wenn er allein und ohne das Weibsbild hingienge, von den Kühen eine zu stehlen. Und warum? weil die Väter beederley Sünden mit der nämlichen Strafe belegen, wie aus diesen zween Befehlen des P. Provinzials Joseph Aguirre erhelet n)

„Wenn die Indianer zu den Kühanstalten fliehen, so soll man sie gefangen setzen, und andern Indianern zum Muster so strafen, wie es der P. Superior für gut ansehen wird. Eine gleiche Strafe soll man den Indianern anthun, die fliehen und eines andern Weib mit sich nehmen; und die Pfarrer sollen dieses Strafgesetz unter ihren Völkern kund machen, damit die Furcht vor dieser Strafe sie abhalte, ein so schweres Verbrechen zu begehen.“

Wenn

n) Eben daselbst T. II. p. 147. 148.

Wenn sie die Schwere des Verbrechens aus der Furcht vor der Züchtigung abnehmen sollen, so werden sie gewiß, weil die Strafe einerley ist, und weil sie eben das leiden müssen, wenn sie zu den Küheanstalten fliehen, keine schwerere Verschuldung in dem einem als in dem andern Verbrechen befürchten, und nach der Lehre der Väter wird es einerley Sünde seyn, ob sie eine oder zwo, oder noch mehrere Kühe von der Heerde hinwegnehmen, oder ob sie in das Haus ihres Nachbars gehen, und da die Frau eines andern stehlen, um ihre Lüsten zu stillen.

In Ansehung des Vaters und der Indianer besteht die christliche Religion in nichts anderm, als im Aeußern derselben, und sie gehen eben so vergnügt von der trocknen Messe hinweg, die ihnen ihr Hof- und Hausmeister, der nicht einmal Priester ist an einem Festtage in der Kirche der Lederanstalten liest, als wenn sie ihr Pfarrer in der Kirche ihres Volks gelesen hätte. Von dieser ihrer Art zu gedenken, habe ich eine besondere Erfahrung gemacht, die ich jetzo anführen will. Als ihre Missionarien sahen, wie vieles sie aus den Prozessionen der Flagellanten machten, und wie gern sie es hatten, wenn man grosse Bildsäulen von Heiligen auf den öffentlichen Plätzen und Strassen aufstellte; so führten sie, um ihnen ihre Arbeiten süsser zu machen, die Gewohnheit ein, Prozessionen zu halten, und einige dieser Köpfe oder Bilder mit sich herumzutragen,

de-

denen sie, wenn sie still halten, gleich kleine Kapellen von Laubwerk machen. Und auf diese Weise arbeiten sie drey bis vier Monate fort, einige sammlen Kraut von Paraguay, andere gehen zur Viehheerde, und arbeiten da zur Unterhaltung des Volks. Aber wie geht es? Es lauft ein Trupp junger Bursche und Mädchen davon, und begiebt sich auf das Gebirge, wo sie nach ihrer Willkühr und nach ihrem Geschmack leben. Sie fressen viele Kühe auf, und führen das lasterhafteste Leben, und dem ohngeachtet halten sie es da für ein verdienstliches Werk, ihre Heiligen von beeden Geschlechtern herumzutragen, und täglich machen sie ihnen Kapellen, sie tragen ihre Bilder in Prozession herum, sie singen, sie beten und thun alles, was man bey ihrer Pfarre thut! Nun sehe man, was diese Leute für einen Grund in ihrer Religion haben, und wie viele Ursache Herr Joseph d' Andonanegui, der wohl sah, daß sie dies alles nur äusserlich thaten, ohne daß sie das Gesetz zu halten befliessen waren, gehabt habe, sie gemalte Christen zu nennen, weil sie blos den äussern Schein nicht aber das Wesen von Christen hatten. Alles dieses kommt von der groben Unwissenheit, von ihrer Bosheit, vom Mangel an Kultur her, worinnen sie auf ausdrücklichen Befehl müssen erhalten werden.

Daher kommt es, daß auch diejenigen, die man schreiben und lesen, malen und die Musik lehrt, es

bis

bis auf die jetzige Stunde in abgezogenen Begriffen noch gar nicht so weit gebracht haben, daß sie einsehen und erkennen sollten, wie sie es zu ihrem Schaden erfahren haben, was das sey, ein Unterthan von einem andern zu seyn, der ohne ein Vater der Gesellschaft zu seyn, König sey und heisse. Als i. J. 1753 der Kapitän D. Franz Bruno de Zavala mit ihnen sprach, und sie erinnerte nach ihrer Pflicht den König zu erkennen, und ihm zu gehorchen; so antworteten sie ihm: dieser ist weit hinweg, und wir kennen ihn nicht, wie man im zweiten Theil dieses Werks sehen wird.

In der That stellt bey den Indianern der P. Pfarrer, den sie besser gekleidet, bequemer logirt, herrlicher bewirthet sehen, und der sie belohnen und strafen kann, die Figur des Königs vor; sie halten ihn auch dafür, und bezeigen den andern Vätern ihre Ehrerbietung nach Maasgabe derjenigen, die sie gegen die andern Jesuiten an ihrem Pfarrer wahrnehmen. Man höre den P. Provinzial Ignatius de Arteaga und die Klagen, die er deswegen gegen die Väter führet. o)

Eines der kräftigsten Mittel, damit die Indianer den schuldigen Gehorsam leisten, und in den gehörigen Schranken bleiben, ist dieses, wenn sie von diesen die ih-

o) Brief vom 6 Aug. 1727.

ihnen vorstehen das Beyspiel zur Nachahmung haben werden: denn auf diese Weise werden sie trachten, von ihnen Gehorsam zu lernen, und die Achtung zu beobachten, die sie theils den Obern, theils den Gleichen und Untern schuldig sind. Und in diesen Stücken scheint es bey nicht allen, doch aber bey einigen gefehlt zu haben, welches von der Ungleichheit herkam, die man zwischen den Pfarrern, und ihren Gefährten beobachtet hat, theils in Rücksicht auf die Tafel, theils in Ansehung des Pferde Aufzugs und anderer Dinge. Und obwohl die Pfarrer hieran keinen Antheil gehabt; so haben sie es doch gewußt, und erkannt, desto mehr, da sie selbst, als sie zuvor Gefährten waren, es bemerkten und tadelten. Einige Pfarrer haben gar zuweilen einem Indianer Schläge geben lassen, weil er ihrem Gefährten ein gutes Pferd gegeben. Es ist auch geschehen, daß ein anderer Pfarrer seinem Gefährten, weil er ein Pferd mit sich führte, während daß er auf der Reise war, einen beleidigenden Brief zugeschrieben. Und diese Dinge hält man vor den Indianern nicht verborgen; daher es kommt, daß einige von ihnen die Gefährten, und andere, die keine Pfarrer sind, gar nicht achten, wenn sie auch gleich Obere sind, und alle Aufmerksamkeit und Respekt auf eine muthwillige Weise ungescheut, und öffentlich gegen sie hintansetzen, so daß es scheint, als ob sie es mit Fleiß und mit vollkommener Uiberlegung thäten. Und

obschon einige sie zu entschuldigen gesucht haben, als ob die Indianer nicht fähig wären, gute Sitten und Höflichkeit zu lernen; so ist doch dieses falsch, weil man aus der Erfahrung weiß, daß bey allen Völkern, wenn man sie die Höflichkeit gelehrt hat, es niemals an der schuldigen Ehrfurcht gefehlt hat, die man in der Gesellschaft, auch in andern wiewohl nicht allen Orden, gegen die Obern beobachtet, wenn man sie bey Tische bedienet. Man sieht auch wohl, daß sie nicht so gar unfähig sind: Denn wenn man sie erinnert, so bessern sie sich gleich. Wir bemerken auch, daß sie gegen ihren Pfarrer sich nie verfehlen, für welchen sie mehr Achtung haben, als für die Oberen selbst. Hieraus muß ich schliessen, daß die Klagen einiger Gefährten wider gewisse Pfarrer zu meinem und ihrem Verdruß wahr und gegründet sind, indem die Pfarrer nicht nur keine Achtung, sondern vielmehr eine wirkliche Verachtung gegen sie äussern, nach welcher sie dieselben in Gegenwart der Indianer schnöd behandlen, und eben hiedurch ein böses Beyspiel geben, welches die Indianer gleich nachahmen. „

Daher kommt es, daß, wenn ein Provinzial zur Visitation kommt, und die Indianer sehen, daß ihn ihr Pfarrer so hoch schätzt und ehrt, sie ihn als einen grössern König halten; sie nennen ihn auch deswegen El Cheruva Guazzù, das ist, den

 gros-

grossen Vater. Und so haben die Väter aus Politik die Indianer an das Wort Ré Marangatù gewöhnt, wenn sie vom König in Spanien sprechen. Aber was für einen Begriff verbinden sie mit diesem Worte? Der gute König? ich wollte der Sache auf den Grund kommen, und fragte einen der schlauesten Indianer von St. Tomaso: Er antwortete mir, es sey dies ein Vater, der mehr befehle, als der Cheruvà Guazzù. Dies, erwiederte ich, ist der General der Gesellschaft, ich konnte ihn aber nie überreden, daß der König Marangatù ein Spanier wäre, weil er nicht den Rock, Gürtel, Mütze, u. s. f. trüge, sondern die Kleider hätte, die die Herren Kommissarien trügen, welche unmittelbar von mir hergiengen. Dieß schien ihm unbegreifiich zu seyn, daß dieser, und ich, und die Väter und der Cheruvà Guazzù Unterthanen und Diener seiner Majestät wären. Nun beurtheile man, in welcher Unwissenheit sie die Indianer halten, und wie diese das kräftigste Mittel ist, das jesuitische Reich zu behaupten.

§. 2.

Zweytes und drittes Mittel. Diese Völker in der größten Sklaverey und Abhängkeit zu halten.

Das

Das zweyte Mittel war, daß man mit dieser Unwissenheit eine grosse Unterdrückung des Gemüths und die niedrigsten Begriffe von ihnen selbst verband, damit diese unglückliche Geschöpfe nie so keck wären, ihre Gedanken auf höhere Dinge zu erheben, noch sich jemals einfallen liessen, eine so unanständige Kette abzuwerfen. Zu diesem Ende gewöhnte man sie an eine Armuth, die viel strenger ist, als die Armuth der Franziskaner. Sie dürfen kein leinen Tuch auf ihrer Haut tragen, man erlaubt ihnen keine Solen unter den Füssen, keine Stiefeln, keinen Hut, an dessen Stelle sie nicht eimal eine Kaputze tragen dürfen, womit sie ihren ganz kahlen Kopf bedecken könnten, sie haben auch keinen andern Mantel, als den schlechten Poncho. *) Keine Zelte, als ein Unfläthreybehältniß, kein Bett, keinen Stuhl, sondern bloß ein Netz, das sie zwischen zwey Hölzern ausspannen, wo der Leib in einer unbequemen Lage liegt. Ihre Speise ist Fleisch ohne Salz, kein Wein, kein Brod, sie trinken nichts als Wasser. Alle Niedlichkeiten bestehen bloß in einer Hand voll Kraut, das sie im Wasser gähren lassen: aber dies bekommen sie unter der Bedingung, daß sie bey anbrechenden Tage aufstehen, und sich vor

 ihren

*) Ein Poncho ist ein rundes von allen Seiten geschlossenes Kleid. Oben ist eine Oefnung, so wie die alte Meßgewande der Priester waren, die man noch in den römischen Kirchen in mosaischer Arbeit sieht.

ihren Pfarrer darstellten, der ihnen die Arbeit dieses Tages anweiset. Und wenn eine Indianerinn ein paar zinnerne Ohrengehänge, eine Reihe Paternoster am Halse, oder eine Verbrämung von schlechtem Zeuge an dem Saum ihres Tipoy trägt, so tritt ein Provinzial Cea auf, und schreyt, dies sey eine große Unordnung, die die beschwerlichsten Folgen habe, oder ein Provinzial Aguir, und sagt voll Eifer, dies seyn gewisse Profanitäten, die gar nicht sich zu der Armuth der Indianer schicken.

Nun erwäge man, was wir gesagt haben, und was wir noch weiter sagen werden, und entscheide, wie denn ein Gedanke von Hochmuth bey den Indianern aufkommen kann? Also, sagten die Väter, erhalten wir die Absicht, daß sie demüthig sind. Ist also kein Unterschied zwischen der christlichen Demuth und der Unterdrückung des Gemühts? O ja, diese ist ein Laster, jene eine Tugend. Und was ist es denn bey diesen Indianern für ein Verdienst, diese unanständige Unterdrückung und Zerknirschung des Geistes nicht aus freyer Wahl, sondern aus Zwang und Noth zu haben, da doch der Mensch dadurch untüchtig wird, die großen Tugenden auszuüben? diese erfordern eine Seele, die so viel Großmuth und Freyheit des Geistes besitzt, als nur den Kindern Gottes eigen ist. Daher trachten, in eben dieser Absicht unsere allerliebsten Väter alle Unterscheidungszeichen abzuschneiden,

wo-

wodurch sie eitel werden könnten. Man höre den Provinzial Thomas Don Vidas, welcher sagt p)

Bey Feyerlichkeiten, z. Ex. wenn man in den Völkerschaften den Tag ihres Schutz- oder Titular-Heiligen feyert, vermeide man alles Uiberflüssige und Profane, auch die verschiedenen Zeremonien, die aufgekommen sind, z. B. Daß die Fändriche mit einem Küssen, mit Spornen und Hüten auf dem Haupte dastehen. Alles dies unterlasse man, auch die Gewohnheit, daß man die Pferde mit breiten seidenen Bändern, und mit geflochtenen Haaren zieret, es schickt sich nicht, daß man die Kirchen ihrer Zierathen beraubt, um sie zu Auszierung der Pferde zu gebrauchen, wie es in einigen Bevölkerungen zu nicht geringem Aergerniß der Anwesenden geschehen ist. Es läßt sich auch dieses nicht mit dem Exempel der spanischen Länder entschuldigen: denn es muß zwischen beeden Völkern ein Unterschied seyn. Euer Ehrwürden können versichert seyn, daß das, was man in der guten Absicht thut ein solches Fest zu feyern, zu großem Schaden gereichen kann: Denn je mehr man ihnen Gelegenheit zum Stolz giebt, desto schwerer ist es, sie in Schrancken zu halten; Daher Euer Ehrwürden beständig wachsam seyn müssen, um nach dero Eifer auf ihre Handlungen Achtung zu geben. „

p) T. 1. p. 135.

Gleichen Inhalts ist die fünfzehnte Regel der Gemeinordnung, welche so lautet: „ Die Corregidors und die vornehmsten Personen in den Doktrinen, welche in einer Verbindung mit einander sind, werden einander (zu gemeldten Festen) einladen können, man soll aber nicht erlauben, daß jemand von Ihnen im Presbyterio oder auf einem Sessel sitze, noch viel weniger soll man ihnen den Friedenskuß geben, auch nicht einmal dem königlichen Fändrich, dem man allein einen Sessel ausser dem Presbyterio geben kann. „

Die Ursache davon hat schon oben der Provinzial Don Vidas angegeben: weil, wenn die Indianer durch dergleichen Dinge ein Ansehen bekommen, die Väter nicht mehr im Stande sind, sie zu regieren, oder im Schrancken zu halten.

Der dritte Beweggrund war dieser, daß man durch die Unwissenheit, und Unterdrückung des Geistes die Indianer in einer gänzlichen Abhängigkeit von den Vätern hielt. Der Indianer säet, erndtet, webet und arbeitet: aber der Indianer kann weder essen, noch trinken, noch sich kleiden, wo es ihm nicht der Vater Jesuit giebt, welcher alles in seine Magazine unter dem Vorwand einsammelt, weil der Indianer ganz ungeschickt ist, und nicht an den morgenden Tag gedenken würde. Nun noch einmal, wenn diese Leute überzeugt sind, daß dies die einige

un=

unumgänglich nothwendige Art ist, welche sie daher ohne die geringste Widersetzlichkeit als die natürlichste ergreifen: wie, und wann wird es den Indianern einfallen, sich wider diejenigen aufzulehnen, von denen sie glauben, daß sie die Ursache ihres ganzen Glücks sind, und von welchen sie sich in so angenehmen, und zu ihrem Unterhalt nöthigen Dingen abhängig sehen? Wie entfernt sie immer gewesen, und noch sind, die Fesseln einer viel härtern Unterwürfigkeit, als die Sklaverey selber ist, von sich abzuwerfen, davon zeigt ihr Stillschweigen, und die dumme Gleichgültigkeit, nach welcher sie zugeben, daß man alle Tage strengere und härtere Gesetze ihnen aufbürdet, wodurch die Väter, ihre Herren, ihr Freyheit auch in den unschuldigsten Handlungen, und sogar in solchen Dingen binden, die das natürliche Gesetz, und Völkerrecht einem jedem freyen Menschen einräumt. Denn die Indianer bekommen von aller ihrer Arbeit nicht nur nichts anders als einen bloß nothwendigen Unterhalt, und eine sehr schlechte Kleidung, sondern können sich auch in nichts selbst bestimmen. In der That hangt weder der Ort, wo der Indianer entweder in seinem Dorf, oder auf dem Felde wohnen muß, noch das Zimmer oder Zahurda, wo er leben muß, noch die Stunde, in welcher er schlafen muß, noch der Augenblick, da er sich bei Tage und bey der Nacht zeigen muß, noch die Uebung, womit er sich beschäftigen muß,

noch das Tagwerk, das er arbeiten muß, noch das hangende Bett, wo er schlafen muß, noch das Mädchen, was er heyrathen muß, noch die Vereinigung oder Absonderung von ihr, noch ob er hier oder dort wohnen wolle, noch die bleibende Wohnung an einem Ort, noch sonst eine freye, natürliche, politische, ökonomische, ja auch nicht einmal eine christliche Handlung von der Willkühr des Indianers ab, sondern alles wird durch den Vater bestimmt und befohlen, eben als ob der Indianer ein lebloses und unempfindliches Werkzeug wäre, das blos durch eine äussere Macht bestimmt und bewegt wird, deren Befehlen er unter der Strafe durch Schläge ganz zerquetscht zu werden nicht widersprechen kann. Dies erhellt deutlich aus einigen Befehlen in dieser Sprache, hier ist einer davon q):

„Die Indianer sollen nicht ohne besondere Erlaubniß des Provinzials zu den Kühheerden gehen, und alsdann soll einer oder zween Väter mit ihnen gehen. Man erlaube keinem Indianer, aus was Ursache es auch immer seyn mag, von einem Volk zum andern zu gehen. Die andern sollen um 12 Uhr von der Arbeit gehen, und vor 2 Uhr Nachmittags nicht wieder zur Arbeit zurück gehen. Man nöthige sie nicht, an den Festtägen Aretemini genannt, zu arbei-

q) T. I. p. 237. 238. T. II. p. 47. 93. 114.

beiten. Man erlaube nicht, daß ein Indianer oder Indianerinn in ihren Kleidern, oder am ihrem Leibe holländischen, engelländischen oder andern feinen Zeug Tuch oder Leinwand gebrauche. Man höre auf, das Kraut Paraguay einzusammeln, bis auf neuen Befehl. Man halte mit aller Strenge über dem Verbot, daß kein Indianer kein Pferd halte, und züchtige diejenigen, die sich diesem Verbot nicht unterwerfen. Die Indianer, die bey einem Volk angetroffen werden, zu dem sie nicht gehören, ohne schriftliche Erlaubniß von ihrem Pfarrer zu haben, sollen im Gefängniß so lang eingeschlossen bleiben, bis ihr Pfarrer davon benachrichtiget werde. Die Arbeit von gemeldtem Kraut soll im ganzen Monat April zu Ende gebracht werden. Unsere Indianer sollen nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Superiors hingehen, und mit Unglaubigen Umgang haben. Man soll kein Fahrzeug, keinen Nachen, oder Kanon ohne Erlaubniß des Superiors abschicken, und die Väter, welche die Aufsicht über die Doktrinen von Ytapuà und Yapeyù haben, sollen alle Nachen und Schiffe visitiren. Außer den Doktrinen soll kein Kontrakt anders als unter Vermittlung der Prokuratoren der Missionen geschlossen werden. Wenn man eine neue Kirche bey einem Volk errichtet, so soll sie das Maaß der Kirche von St. Nikolaus nicht überschreiten u. s. f.

Ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich alle

solche Befehle anführen wollte, um desto mehr, da man schon zuvor Gesetze genug von gleichem Geschmack gelesen hat, wodurch diese arme Indianer stark eingeschränkt sind. Was ist dann nun für ein Unterschied zwischen ihnen und den schwarzen Sklaven und Mulatten, welche die Väter der Kollegien von Cordova, Buenos Ayres, und andern dieser Provinz in so großer Anzahl halten? der Portugiesische General Graf von Bobadella, der mit den unsrigen hier gewesen ist, meldete seinem Hof von der Sklaverey der Paraquiten die Worte, die im Manifeste von Lissabon vom Jahr 1757 stehen:

Die Indianer leben unter diesen Vätern mit einem so blinden Gehorsam, daß ich jetzo bey diesem Volk sehe, wie ein Indianer auf Befehl seines Pfarrers sich auf die Erde nieder wirft, und ohne ein anderes Band als den Respeckt für seinen Vater 25 Schläge aushält, aufsteht, dem Vater dankt, und ihm die Hände küßt. Diese armen Familien leben in dem strengsten Gehorsam, und in einer strengern Sklaverey, als die Schwarzen aus den Minen„

Wie sollte man sich von diesen unglücklichen träumen lassen, daß sie sich der Erhaltung des jesuitischen Reichs widersetzen sollten, wovon sie Unterthanen sind, da sie nicht einmal das Herz haben,

ben, sich die harten Fesseln vom Halse zu schaffen, welche ihnen die Väter als Sklaven auflegen.

§. 3.

Viertes und fünftes Mittel. Zu verhindern, daß sie sich nicht durch den Umgang mit andern Leuten aufklären, und sich bey jedem Volke eine überlegene Parthey zu machen:

Das vierte Mittel war, daß sie diese unwissenden, niedergedrückten, und sehr abhängigen Indianer alles Umgangs mit den Spaniern und mit allen andern Völkern beraubten, weil dies der einzige Weg wäre, auf welchem sie einige Einsichten bekommen könnten, um ihr Elend zu erkennen. Es war daher nöthig, allen Fremden den Eingang in diese Missionen zu verbieten. Daher wollte man, und schärfte es so ernstlich ein, in dem engen Raum ihres Volks beständig eingeschlossen zu bleiben, und nicht einmal in den nahe gelegenen Ort zu gehen, damit sie nicht durch den wechselseitigen Umgang Aufklärung bekämen, die man ihnen verborgen zu halten suchte. Daher suchte man ihnen so viele falsche und gehässige Vorurtheile wider die Spanier einzuflößen, wie wir es vernommen haben, nachdem wir sie unterjocht hatten.

Wie aber in dieser Sache an nichts mehr gelegen war, als zu machen, daß die Indianer in ihrer eigenen Einbildungskraft sich als gewiß vorstellten, daß diese verhaßte Meinung wider die Spanier von freyen Stücken bey ihnen entstanden, und ihnen nicht von den Jesuiten in das Herz gestößt worden wäre, so sannen sie auf eine der listigen Maschinen, die diesen Vätern so gemein sind, wie sie nämlich anf einmal zwo Absichten erreichen, und zwo entgegengesetzte Krankheiten mit einem einigen Mittel heilen könnten.

Denn auf einer Seite war nöthig, zu zeigen, daß der Handel und wechselseitige Verkehr dieser indianischen Völker mit den Spaniern nicht geschlossen wäre, damit sie den Indianern Zufuhr brächten. Auf der andern war nöthig, daß die Indianer einen natürlichen Abscheu wider die Spanier bekämen, der in ihnen von sich selbst aufkeimte.

Um nun alles dieses zu erreichen, gab man drey oder vier Spaniern, deren Anhänglichkeit an den Rock der Jesuiten redend war, Erlaubniß, des Jahrs ein oder zweymal mit einigen Waaren in die Missionen zu kommen. Da sie die Sprache nicht verstehen; so werden sie sich unserer Art zu leben und unserer Regimentsverfassung nicht widersetzen wollen noch können, folglich werden auch die Indianer durch sie nicht aufgeklärt werden. Sie werden aber doch dazu dienen, diejenigen zu widerlegen, die etwa sagen, wir verschlöß-

schlössen den Spaniern die Thür, indem wir allemal sagen können, wir verschliessen sie nur solchen, von welchen wir vermuthen, daß sie den Indianern durch ihr böses Exempel ein Aergerniß geben können. Auf diese Weise werden wir unsern Indianern den Zutritt zu den Ländern der Spanier verschliessen, und indessen unter so vielen einige wenige finden, denen wir wegen ihrer Lenksamkeit und Ehrlichkeit sicher zutrauen können, daß sie bey ihrer Rückreise von S. Fé und Buenos Ayres so viele Gottlosigkeiten von den Spaniern erzählen werden, als sie an ihnen beobachten werden, in so fern ihre Handlungen nicht mit den Gewohnheiten übereinstimmen, in welchen sie erzogen sind. Auf der andern Seite werden auch die wenigen Spanier unsere Freunde und Verehrer, die nach Paraguay kommen, wenn sie wieder nach Haus kommen, Wunderdinge von dieser so blühenden Christenheit erzählen.

In Betracht eines so wichtigen Vorhabens wird es gut seyn, sagt der P. General Michael Angelus Tamburini keinen geringen Grund zu legen, als ein Präzept des heiligen Gehorsams: „ Es befiehlt der ehrwürdige Vater unter den Präzept des heiligen Gehorsams, daß man in den Doktrinen keine Waaren, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, weder aus noch einführe, ohne den Superior darüber zu Rathe zu ziehen; und ohne daß er es registirt. „ Hier ist bee-

den

den auf einmal die Thür geschlossen. Denn wozu sollten jene kommen, und diese weggehen, als um der Waaren willen?

Es fahren daher die Indianer mit ihrer Barke noch Buenos Ayres, und bringen ihre Arten von Waaren in die Magazine, sie übernachten in ihrer Kammer, gehen in die Kirche, laufen in der Stadt herum, betrachten die Kleider, Gewohnheiten und Moden. Alles dies setzt sie in Erstaunen, weil es nicht mit ihren Gewohnheiten übereinstimmt. Sie kommen wieder zu ihren Völkern zurück, diese stehen um sie herum, und hören ihnen zu, was sie sagen. Sie erzählen ihnen: „Die Spanier singen die Doktrin in der Kirche nicht, die Männer sind nicht von Weibern abgesondert, es sind da keine Aufseher mit Stäben, sie küssen dem Vater die Hand nicht, sie bekommen von ihm ihr Tagwerk oder das vorgeschriebene Maaß ihrer Arbeit nicht, man sagt ihnen nicht, was sie zu thun haben, sie kleiden sich nicht in Baumwolle, man giebt ihnen auch nicht die 25 Streiche; ein jeder kommt und geht ohne schriftliche Erlaubniß des Vaters, wohin er will, sie setzen in seiner Gegenwart den Hut auf, und fürchten sich nicht.„ Dies alles ist ein Aergerniß für diejenigen, die solche Erzählungen anhören, sie halten das, was man ihnen erzählt, für wahr, trauen dem, was ihnen die Väter einschär-

schärfen, und sehen die Spanier mit eben so vielen Entsetzen an, wie man die Mohren in Spanien ansieht. Wie viel gewinnen die Väter dadurch, daß sie den Indianern solche Eindrücke beybringen? und wie nützlich ist es für sie, einige wenige nach Buenos Ayres oder S. Fé zu schicken? Woher sollte denn den Indianern mehr Licht aufgehen, wenn man so viele Ränke gebraucht, es vor ihnen zu verbergen?

Das fünfte Mittel war, daß sie, wie sie es überrall machen, die angesehenste Person jeden Orts an sich ziehen und gewinnen. Aller Mittel ohnerachtet, die man ergriff, wäre es doch noch immmer sehr schwer gewesen, daß zween junge Europäer so vollkommene Sicherheit haben, und so despotisch über ein Volk von mehr als tausend Familien herrschen sollten, ohne daß es zu weilen den Indianern in die Augen fiele, wie schnöde sie behandelt werden. Denn so unwissend, niedergedrückt, abhängig, und von allen Umgang mit andern Leuten abgesondert sie sind; so sind sie doch endlich Menschen, und der Zorn könnte doch einen Mann übernehmen, wenn er sieht, wie gottlos man mit seiner Frau, oder seiner schon mannbaren Tochter umgeht, die man auf eine beschimpfende und grausame Weise öffentlich, und zu weilen wegen einer Kleinigkeit peitscht. Ich will einen Fall anführen, wovon ich beynahe

Zeu-

Zeuge war, und wovon man alle Umstände genau untersuche.

Im Junius des Jahrs 1758 waren von der ersten spanischen und portugiesischen Partey auf dem Posten von St. Katharina, bey Casa di S. Michele vier Meilen von der neuen Bevölkerung von St. Michael, zweyhundert Mann gelagert, und der Pfarrer des letzten Orts hatte Befehl, uns Vieh zu unserm Unterhalt zu liefern, zu welchem Ende man den Leutenant von den Dragonern D. Franz Piera abgeschickt hatte, der Befehl von unserm Kommissarius hatte. Der Pfarrer ließ ihm sehr elende und magere Kühe liefern, und versicherte ihn, daß man auf viele Meilen keine besseren haben könnte. Ein Indianer, der Mitleiden mit uns hatte, zeigte ihm, wo die fetten Kühe wären, und Piera ließ sie uns beyführen. Der Pfarrer erfuhr die Sache, ließ den Indianer ergreifen, ihn in den Stock werfen, und mit Ketten beschweren, und verurtheilte ihn, daß er neun Tage über öffentlich sollte gepeitscht werden. Den zweyten Tag wurde sein Weib dadurch aufgebracht, und so erbittert, daß sie bey Nacht aus ihrem Ort davon lief, und in unser Lager zu Choruva Carey, das ist zum spanischen Vater kamm. Sie kamm in meinem Zelte halb tod von Hunger und Kälte, mit nassen Augen und Wangen, mit einem an ihrer Brust hangenden Kinde an.

Sie

Sie war erbärmlich abgematet, weil sie die ganze Nacht zu Fusse gelaufen war, und die Nacht war zu allem Unglück sehr stürmisch, denn es blitzte und donnerte und regnete sehr stark. Man ließ sie gleich erwärmen, und nachdem man die Dollmetscher herbeygerufen, so waren wir alle Zeugen von ihrer schmerzlichen Erzählung Nachdem sie ausgeraucht hatte, wurde sie zu Pferde zurückgeführt, und auf Befehl des Kommissarius des Trupps gieng Piera hin, und meldete dem Pfarrer, was recht und billig war. Aber dem Piera und dem Weibe kam unsere Sorgfalt theuer zu stehen. Jenem merkten es die Väter, und gedachten es ihm so lang, bis sie ihm bey einer andern Zeit eine jämerliche Verläumdung mit einem falschen Zeugniß aufbürdeten. Das Weib ward aber unmittelbar dazu verdammt, auf neun Tage über öffentlich gepeitscht zu werden Während daß man sie peitschte, stand der Pfarrer dabey, und das Weib fragte ihn, ob es keine Sünde sey, dabey zu stehen, und sie entblöset zu sehen. Diese Frage wurde also aufgelöset, daß er den Befehl gab, man sollte sie noch härter halten. Alles dies erfuhren wir in unserm Lager von einer Menge Zeugen, die es erzählten: denn weder der Mann noch das Weib waren in der Folge so kühn, davon zu reden.

Um nun die Indianer in einer solchen Unterwürfigkeit zu erhalten, mußten sich die Väter bey jedem Volke

ke eine ansehnliche und überwiegende Parthey machen, mit welcher sie ihre ausschweifende und ärgerliche Gewalt behaupteten. Zu diesem Ende verordneten sie eine Spur oder Figur einer weltlichen Regierung, sie setzten einen Corregidore, einen Lieutenant, zween Alkaden, einen königlichen Fähndrich, sieben Reggidoren, und einen Sekretär. Von der Macht und dem Ansehen dieses ansehnlichen Senats wird man aus folgendem Dekret des Provinzials Thomas Don Vidas urtheilen können. r)

Man gestatte nicht, daß der Corregidor, oder sonst jemand aus dem Rath einen Beklagten vertheidige, noch durch sich selbst jemand wegen Verbrechen strafe, und das sollen E. E. gar nicht zugeben, weil man davon schon verdrüßliche Folgen erfahren hat. Die Vertheidigung und die Bestrafung eines Verbrechens, soll allemal unter der Anleitung, und auf Befehl des Vaters geschehen. Denn die Indianer haben bey einigen Völkern Versuche gemacht, sich auf diese Weise in die politische Regierung wider das Ansehen der Väter einzuschleichen. Es ist genug, wenn sie das vollstrecken, was man ihnen befehlen wird, und zwar mit dem Beystand des Vaters. „

Hier trift das Sprichwort richtig ein: Ved como subo de juez a verdugo, d. i. siehe, wie ich aus einem Richter ein Scharfrichter werde. Denn wenn der

---

r) Eben daselbst T. I. p. 137.

der Corregidor und sein Rath nichts anders zu thun haben, als daß sie das, was der Vater befiehlt, und zwar in seiner Gegenwart thun, so haben die Richter den blossen Namen, übrigens aber sind sie im Grunde nichts anders als Scharfrichter. Aber da dies für diese Indianer einerley ist; so halten sie es doch für etwas grosses, daß sie der Vater dazu ernennt, und er kann auf alle diejenigen zählen, die im Rath ein Amt haben.

Die zwote Parthey, die sie sich machten, ist das ansehnliche Korps von Musikanten, Sakristeydienern, Klerikern, und Leuten, die bey der Kirche dienen. Man findet davon Bericht in einem Befehl, in welchem ihre Anzahl eingeschränkt wird. f)

„ Die Singer sollen in keiner Doktrine über 40 seyn. Die Klerici dürfen nur 6 seyn, aber zwischen 10 und 15 Jahren. Eben so viele und nicht mehrere sollen der Knaben seyn, die im Hause dienen. In keinem Ort sollen mehr denn 4 Tänze gehalten werden, daher sollen die Tänze nicht die Anzahl von 40 überschreiten. Dieser zweite Trupp ist das Kollegium, mit dessen Ehrenzeichen man alle diejenigen versehen soll, die in der Folge ein Amt in dem Dorfe oder auf den Gütern erhalten sollen. Denn es war nicht rathsam, einem

f) Eben daselbst T. II. p. 94 95

etwas zu vertrauen, der nicht von den Vätern im eigenen Hause erzogen worden wäre, und den man nicht von Grund aus ganz genau konnte. „ Mit allen diesen Mitteln können die Väter ihrer Sache gewiß seyn. Denn in einem so sehr im Druck gehaltenen Lande ist es allemal eine neue Kette, wenn man so vorzüglich gewählt wird.

Ein anderes noch ansehnlicheres Korps haben sich die Väter vermittelst derjenigen gewählt, die sie Caziken nennen, welche vormals Personen von Stand und wahrer Würde waren. Die Väter aber erfanden durch diesen unvermutheten Weeg ein Mittel diesen Schatten von Ansehen bey ihren Nachfolgern zu erhalten. Man höre hievon die Befehle unserer Superioren. r)

„ Gegen alle Kaziken zeige man grössere Achtung für ihre Personen, damit ihre Unterthanen sie in Ehren halten, und daher soll man denen, die Geschicklichkeit haben werden, Aemter im Rath geben, und bey Feyerlichkeiten der Kirche soll man allen den Ehrensitz nach den Häuptern der Miliz geben. Und weil einige von ihren Unterthanen gering geschätzet werden, auch wegen ihrer Armuth nicht Lebhaftigkeit genug haben, sie zu regieren; so soll ihnen der Pfarrer beyspringen, und ihnen ein Kleid ge-

r) Eben daselbst. T. I. p. 297.

geben, das sie nöthig haben, und das sich in Ansehung ihrer, ihrer Frauen und Kinder schickt, und für diese soll man besonders in Ansehung der Erziehung sorgen, und sie in unsere Schulen setzen, wenn sie schon keine Singer werden sollen, blos damit sie schreiben und lesen lernen. „

Mit diesen Unterscheidungszeichen, welche die Indianer sehr hoch schätzen, ob sie gleich blos im Namen bestehen, und weiter keine Realität haben, als so viel es dem Vater beliebt ihnen beyzumessen, sind alle, nämlich die ehrwürdigen Korps der Kapitel oder Räthe, die Häupter des Kriegsstandes, die Kaziken, die Diener der Kirche und des Hauses, die Fiskalen der Weibsleute, die Tänzer, bereit, auf einen Wink ihrer Wohlthäter sich aufzuopfern. Da diese nun die vornehmsten und die angesehensten von jedem Volk sind, so sehe man, was die Väter werden zu fürchten haben, wenn sie auch schon das thun, was sie thun. Man könnte gedenken, die Unterdrückten könnten doch, wenn sie wollten ihre Klagen bey dem V. Superior, oder bey dem V. Provinzial anbringen, wenn diese auf die Visitation kommen, man höre aber, was P. Ignatius d'Arteaga in einem Briefe vom 8 August 1727 saget:

„ Auch in diesem Stück beschweren sich die Indianer, wozu noch kommt, daß, wenn ein Indianer

Grund hat, sich über den Pfarrer zu beschweren, es unmöglich ist, der Sache abzuhelfen: denn er hindert auf eine listige Weise den Rekurs an die Superioren. Man muß also krepiren und zu Grunde gehen, und darf keinen Mund aufthun. Auch wenn die Räthe mit dem P. Provinzial sprechen; so sind sie doch nicht so keck, ihre Klagen vorzubringen. Denn die schmeichlenden Indianer geben gleich dem Pfarrer davon Nachricht, den sie sich zu beleidigen sehr scheuen. Ebenfalls hat man einen sehr grossen Mangel der Liebe in den schlimmen beschimpfenden unanständigen und gottlosen Worten gefunden, deren sich einige Pfarrer bedienen, wenn sie etwas auszusetzen haben, wodurch sie die Gemüther sehr erbittern. „

Nach dieser Methode kann man wohl sehen, wie sicher die zween Väter eines jeden Volks sind, wenn die Indianer nicht einmal Mittel und Wege haben sich über sie zu beklagen. Man wird daher wohl einsehen, daß diese kleinen Herablassungen, und Unterscheidungszeichen von solchen fanatischen Würden unschicklich sind, und daß man der Sprache gewisse Gränzen setzen sollte. Der P. *Hieronimus Herran* schreibt in seinem Brief 1732 also: „Die Nachricht von den wiederholten Unordnungen, die man bey dem größten Theil der Völker dieser heiligen Missionen erfährt, bewegte mich, der Sache auf den Grund zu sehen. Ich untersuchte daher die Sache mit den Vätern, welche

che den Versammlungen anwohnen. Sie waren der Meinung, daß die vornehmste Ursache der Unordnungen und der Verminderung der Reichthümer der Völker diese wäre, daß die Indianer immer selbst die Regierung in Händen hätten, welche durch die lange Gewohnheit zu kommandiren vergässen, dem unterthan zu bleiben, dem sie unterthan seyn sollten, und nach einer despotischen Regierung strebten, welches der Untergang der Völker wäre, wie man schon davon einige Erfahrnngen gemacht hatte; daß es demnach, diesem Uibel vorzukommen, gut wäre, daß man vor itzo alle Korregidoren und Haushofmeister änderte, und daß hinführo kein Korregidor diesen Posten länger, als vier Jahre behielte, und daß diejenigen, welche jetzo aus diesen Posten austreten, in dem nächsten Jahre 1732 kein Amt mehr im Rath erhalten können, daß keiner von denen, welche in diesem Jahre vom Rath sind, im Jehr 1732 davon seyn könne. Ich bin eben dieser Meinung, die ich zuvor gemeldet habe, und befehle es aufs ernstlichste, daß man es so mache. „

Diese und alle andere dergleichen Verfügungen setzten das jesuitische Reich von Seiten der Indianer in Sicherheit. Nun wollen wir sehen, was sie für Maasregeln ergriffen, damit es von Seiten der Spanier, und aller andern auswärtigen Feinde gesichert würde.

Siebenter Abschnitt.

Mittel dieses Reich von Seiten der Spanier sicher zu stellen.

§. 1.

Erstes und zweytes Mittel. Sie mit falschen Begriffen von den Missionen einnehmen, und alle Untersuchungen und Einsichten in dasselbige ihnen abschneiden.

Das erste Mittel war, daß man die Spanier mit Vorurtheilen von diesen Missionen einnahm, und ihnen nicht nur falsche, sondern ganz sonderbare Begriffe vom Zustande dieser Missionen beybrachte, und damit man die Zeugnisse hievon nicht als partheyisch ansehen möchte; so brachte man einen auf die Bahn, der aus der Gesellschaft verjagt worden war, Namens Doktor Xarque, der seinen Namen zu einem Werk hergab, wo die guaranische Kirche als die vollkommenste abgemalt wird. Zur Belohnung gab man ihm im vorigen Jahrhundert ein Kanonikat in der Kirche von Albarrazzin. Als

aber

aber im jetzigen Jahrhundert Fremde in Frankreich und in Italien über dieses jesuitische Reich murreten, so miethete man eine noch berühmtere Feder. Der berühmte **Muratori**, Bibliothekarius des Herzogs von Modena gab das italiänisch geschriebene Werk unter dem Titel: Il. Cristianesimo felice heraus, und malte das Christenthum dieser Indianer so ab, wie es diejenigen wünschen konnten, die ihn hiezu verpflichteten und ihm anstatt ächter Urkunden lächerliche Träume vorlegten, die sie entweder selbst geträumt, oder die sie wollten, daß andere träumen sollten.

So lang ferner diese Väter die Thronen beherrscht und Herren über die Monarchen gewesen, so lang man ihnen als untrüglichen Orakeln glaubte, so wurden alle andächtige und fromme Anhänger derselben durch solche falsche Berichte bethöret. Von allen Seiten her verschwendeten die angesehensten Personen Seegenswünsche, Gnadenbezeigungen, Privilegien, Lobeserhebungen über diese Missionen, und sahen alle, die sich unterstanden wider die Jesuiten den Mund zu öfnen oder die Feder zu spitzen, so sehr sie auch ihr Eifer und Liebe zur Wahrheit anfeuerte, als gottlose, als Feinde der Gesellschaft, als Ketzer an. Dies erfuhren Herr **Antiquera**, dem die Rache und der Haß der Väter das Trauergerüst erbauete, auf dem er sein Leben ließ, und Herr **Barzia**, dem sie noch nicht verzeihen wollten, als er

schon im Grabe war, sondern ihm noch eine bleibende Beschimpfung zuzogen, die nunmehr, nachdem alles in die Erfüllung gegangen, was er prophezeyhet hat, in eine immerwährende Ehre sich verwandelt hat. Endlich äffeten die Väter die Welt so sehr, daß die Spanier und alle jesuitische Verehrer in Europa glaubten, es könnte in der Vollkommenheit, Kultur, und in der ewigen und zeitlichen Glückseligkeit nichts dem Glücke dieser dreyßig Bevölkerungen gleich kommen. Ja man wünschte, daß man alle andere Indianer auf den nämlichen Fuß setzen könnte. So wenig gedachte man, in dieser Sache Neuerungen vorzunehmen.

Man glaubte in Spanien, daß so gut gepflanzte, vollkommene, und so zahlreiche Christen, wenn sie auch schon der Krone keinen Vortheil an Geld schafften, ihr doch unendlichen Nutzen bringen würden, weil ihre Treue und Gehorsam sie bewegen würde den Staat wider allerlei Feinde zu vertheidigen. Man zog von den Bischöfen und Statthaltern Zeugnisse ein, und diese waren für die Gesellschaft blind, oder viellmehr durch den Ehrgeitz geblendet, Beförderungen sich zu verschaffen, wenn sie von der Gesellschaft empfohlen würden. Sie zeugten demnach herzhaft von den großen Diensten, die diese Indianer leisteten, theils in der vorgeblichen Ausdehnung und Anbau von Paraguay, theils in der Be-

lagerung der Kolonie del Sagramento, theils in der Anlegung der Festungen von Buenos Ayres und Montevideo. Sie wurden für ihre Dienste auf die Liste gesetzt, und durch das gnädige Vorwort der Generalprokuratoren, die nach Madrit giengen, mit guter Manier in den Rath von Indien versetzt. Alle diese Umstände trugen das ihre dazu bey, daß der Hof mit den Guaranis und ihren Pfarrern sehr zufrieden und bereit war, alle Gnadenbezeigungen zu gestatten, die sie nur verlangen konnten.

Aber bey Hofe wußte man wegen der weiten Entfernung, noch mehr aber wegen der künstlichen Ränke der Väter, nicht nur von allem dem, was wir schon angeführet, und was wir noch weiter mit Entsetzen hören werden kein Wort, sondern man konnte es auch unmöglich wissen, daß alle diese so vergrösserte Dienste ein ungegründeter blauer Dunst für die Augen wären. Die Aufruhre in Paraguay hatten ihren Grund nicht in der Untreue dieser getreuen Unterthanen wider die Krone, (denn in diesem Stücke ist nicht leicht jemand der es ihnen an Treue vorthäte,) sondern vielmehr darinnen, daß sie sich der despotischen Gewalt der Väter widersetzten, die sie durch ihre Gewaltthätigkeiten unterdrückten, so wie es augenscheinlich sich zeigen wird, wenn man die Sachen zu einer solchen Zeit genau und gründlich untersucht, da man sich vor ihnen nicht mehr zu fürchten Ursache hat. Alsdann wird man finden,

daß

die Indianer, die mit ihnen giengen, unter dem Schein die Empörung zu stillen, sie auf das heftigste entzündeten, und zu nichts anders dienten, als daß sie die Schlachtopfer der so sehr beleidigten Landeseinwohner wurden. Was die Kolonie betrift, so mag ich von dem, was im Jahr 1735 vorgegangen, gar nicht reden: Denn die Guarani kamen den Belagerten allein mit Fleiß zu Hilfe. Und was die beeden Forts betrift, so besteht das ganze Verdienst dieser Indianer darinnen, daß einige wenige von ihnen bey der Errichtung der Forts einige Zeit über unentgeltlich geholfen haben. Denn nach den Absichten der Väter lag ihnen daran viel weniger als an dem, was sie vom Hofe wegen einer solchen Kleinigkeit zu erheben hofften.

Das zweyte Mittel war, diese Missionen in einer olchen Gegend anzulegen, wo sie nicht leicht von aussen konnten geprüft werden. Zuerst bauten sich diese Völker in Quayra an den Flüssen Paranà — Pane, Ybachiba und Pirapo an. Als sie aber wahrnahmen, daß sie auf diese Weise den Portugiesen von St. Paolo nahe wären; so zogen sie sich 200 Meilen weiter gegen Süden hinab, wo sie noch jezo sind, an die Flüsse Parana, Uraguay: Hiedurch entfernten sie sich von den Portugiesen über 300 Meilen und von den Spaniern waren sie viel zu weit entfernt, als daß diese Lust hatten sie zu visitiren. Denn wer

hätte

hätte es je gewagt von Buenos Ayres und St. Fé. (die Kolonie del Sacramento und Monte video waren damals noch nicht angelegt) dahin zu gehen? Man mußte den größten und breitesten Fluß passiren; man hatte einen Weg von 200 Meilen, durch lauter unbevölkert und unangebautes Land zu machen, wo immer die Wilden, die Charruas, Minuanes und guanoas herumstreifen, die man vielleicht da gelassen hat, ohne sie zum Christenthum zu bekehren, damit sie als eine Vormauer zur Verhinderung dieser Reisen dienten. Assunzione villa Ricca und Las Corientes sind auf der andern Seite nicht weit von diesen Völkern entfernt, und daher ist eben diese Nachbarschaft für sie der Ursprung ihres Unglücks gewesen, obwohl der Durchzug für die Spanier sehr schwer ist. Man klagte sie, so getreu sie auch sonst sind, als Rebellen an, so wie wir es zuvor gemeldet haben.

Als diese Völker sich in der Anzahl der Familien so sehr vermehrt hatten, und die Väter für rathsam ansahen, von ihnen neue Kolonien auswandern zu lassen, warum haben sie sich nicht weiter hinab gegen Süden und nach Uraguay gezogen? Hätte denn nicht S. Giovanni als eine Kolonie von S. Michele; S. Angiolo als eine Kolonie von Concezion, S. Borgia als eine Kolonie von S. Tomaso an den Ufern der Uraguay festgesetzt, und hiedurch diese Gegend von Ybicuy an bis an den Fluß della Plara bevölkert wer-

werden können? Hätte denn nicht das Volk von Yupeyù, wenn man es 400 Familien stark gelassen hätte, welches eben die Anzahl ist, die die Koncilien von Lima für die Bevölkerungen der Indianer ansetzen, mit zwo andern Kolonien dieses Werk zu Stande bringen können? ferner da noch über dies das Land viel besser ist, warum hat man es nicht gethan? blos deswegen, damit man sich den Spaniern nicht näherte, welche die Indianer durch ihr böses Exempel nach der Aussage der Väter in einem Augenblicke aus Engeln in Teufel verwandeln würden. Ich aber sage, daß es deswegen geschehen, um sie zu entfernen, damit sie die schrecklichen Betrügereyen nicht gewahr würden, die wir bey diesen Missionen bemerkt haben.

§. 2.

Drittes Mittel, den Spaniern den Zugang zu verschliessen, die dahin kommen wollten.

Das dritte Mittel war dies, daß man denen, welche in die Missionen kommen wollten, den Eingang verschloß. Wir haben schon oben (Abschn. 3. §. 4.) ein schreckliches Dekret des Provinzials **Johann Baptista de Cea** in dieser Sache gehört, es war aber doch nur ein Befehl, der die Väter nicht unter der Strafe einer schweren Schuld verpflichtete. Jetzo aber wollen wir einen Befehl des Provinzials **Ludwig della**

la Rocca anbringen, der sie durch ein Präzept des heiligen Gehorsams, und unter der Strafe der Todsünde verband. Dieser Vater hatte das Herz in folgenden Worten einen Bannstrahl zu schleudern u)

„In Betracht der Bedenklichkeiten, welche man in diesen heiligen Doktrinen aus dem Umgang und der Gemeinschaft der weltlichen Personen mit gemelden Doktrinen erfahren hat, welche die Befehle der Provinzialen meiner Vorgänger nicht haben verhindern können, und in Betracht der Nachgiebigkeit, mit welcher man dergleichen Personen den Zugang zu den Missionen erlaubt, habe ich für nöthig erachtet, solche Vorkehrungen zu machen, damit hinführo dergleichen, oder noch größere Bedenklichkeiten durch die kräftigsten Mittel gehoben werden. Nachdem ich nun diese Sache mit den ernsthaftesten und erfahrensten Vätern dieser Missionen überlegt habe, so setze ich nach dem Gutachten der Konsultoren folgendes Präzept fest: Ich befehle Kraft des heiligen Gehorsams in nomine Christi und unter schwerer Verschuldung allen und jeden, die in diesen heiligen Missionen als Superioren residiren, oder in Zukunft residiren werden, wie auch ihren Untergebenen, daß sie allda oder bey einer dieser Völkerschaften nicht zulassen, noch Erlaubniß geben, daß man zulasse, es sey wer es wolle, weltliche

u) Eben daselbst T. I. p. 251.

liche Personen, von welchem Stand sie auch seyn mögen, oder auch Geistliche oder Mönche, Spanier, Mestizzen, Indianer, Fremde oder Neger, noch sonst jemand, der unter den jetzo genannten Personen begriffen werden mag, ohne ausdrücklich von mir oder meinen Nachfolgern Erlaubniß zu haben. Gleichfalls befehle ich unter der nämlichen Verpflichtung, und mit dem nämlichen Präzept, einem jeden der Unsrigen, daß er gleich und unmittelbar, jede der obgemeldten weltlichen Personen, die sich etwa da befinden möchten, hinausjage, und verabschiede. Obgemeldtes Präzept wird aber eingeschränkt, wenn dergleichen Personen mit Effekten unserer Kollegien zu diesem Endzweck verschickt würden. Denn nur in solchen Fällen wird es dem jezigen oder zukünftigen Superior erlaubt, zu gestatten, daß dergleichen Personen in unsere Missionen kommen, zu welchem Ende der Pfarrer von der ersten Bevölkerung dem Superior Nachricht davon geben wird, damit er verordne, was man zu thun habe. Von gemeldtem Präzept werden ausgenommen 1) Die Eigene oder Chasqui, welche, wie gewöhnlich, zum Superior der Missionen kommen werden; 2) Der Vater Präsident von Gazzapà Br. Alfonsus Markos, dem man aus besonderer Verpflichtung und wegen der Zuneigung, die er zu uns zeigt, den Eintritt in unsere Bevölkerungen erlauben wird. 3)

Ein

Ein Spanier, der sich jetzo bey dem Volk von Corpus aufhält, dem man erlaube da zu bleiben, um auf das neue Dorf und auf den Barkenbau dieses Volks die Aufsicht zu haben, aber mit den Anhang, daß er nicht allda wohne. 4) Ein anderer Spanier, der jetzo bey dem Volke von Loreto krank liegt, nur so lang, bis er wieder gesund wird. 5) Ein Spanier und ein Neger mit seiner Frau, die sich in Ytapuà aufhalten. Der erste soll so lang da bleiben, bis der Termin des Traktats zu Ende geht, den er mit jenem Volk geschlossen hat. Der zweyte soll so lang dagelassen werden, als man es wegen des Kirchenbaues für nöthig erachten wird. 6) Die weltlichen Personen, die sich jetzo bey den vier Völkern von Nieder-Paranà zur Sicherheit aufhalten, wenn etwa die Völker von Paraguay bey diesen Umständen einen Aufruhr zu stiften wagten. Endlich versteht man das befohlene Präzept nicht von den zwey Völkerschaften von S. Ignazio Guazù und unserer lieben Frauen da Fé, denen allein man den Eintritt und Umgang mit den Spaniern oder andern Personen, wie bisher, erlaubet. Ich befehle daher, aber ohne Präzept, daß dieses Präzept allen Subjekten dieser Mission kund gemacht werde, und daß man es bey jedem Volk ausstreue, unter die andern Präzepte der Provinzialen eintrage, und bey allen

Renovationen ablese. Von Candelaria den 17 April 1725.

Ludwig della Rocca

Indem man dieses Präzept unter diejenigen eintrug, die in dem Refectorio in den Triduis Renovationum der Heil. drey Könige und des Heil. Peters abgelesen werden, wurde bey den Ausnahmen entweder schon damals oder hernach noch folgendes Präzept beygesetzet.

„ Es wird auch darunter nicht der Fall begriffen, wenn der Vater Präsident Br. Alfonsus Marcos in unsere Doktrinen käme, oder jemand von seinen Leuten wegen eines Traktrats oder sonst wegen einer Ursache schickte: Denn so lang ein Präsident seyn wird, soll man ihm und seinen Leuten den Eintritt in die Doktrinen erlauben. Eben diese Erlaubniß giebt man dem Pfarrer von Yuti und seinen Indianern, wenn sie kämen oder mit Briefen und in Verrichtungen hieher geschickt würden. Endlich wird auch das Präcept nicht auf die vier Völker von Paraguay ausgedehnt, denen man den freyen Handel mit jedermann erlaubet.

Dieser Befehl des P. Rocca verdient es doch daß man einige Betrachtungen darüber anstelle. Er sagt erstlich man hätte wichtige Bedenklichkeiten in den Doktrinen von der Gemeinschaft und dem Umgang der weltlichen Personen mit den Doktrinen erfahren müs-

sen.

sen. Und von welcher Art waren denn diese Bedenklichkeiten? Betrafen sie das Zeitliche, oder das Geistliche? Das Zeitliche können sie nicht betreffen: denn wir wissen, daß der Beweggrund, warum in den Ausnahmen des Präcepts vier Völkern von Paraguay freye Handlung erlaubt wird, blos zeitlicher Vortheil gewesen. Dieß beweise ich mit dem, was der Provinzial Antonius Maconi im Jahr 1742 sagt:

„Ich bestättige das Präcept des Vater Ludwig della Rocca mit der nämlichen Ausdehnung und Einschränkung, man solle nämlich keinem Fremden zu unsern Völkern den Zugang gestatten. Bloß soll man ihnen erlauben, daß sie zum abgeredten Dorfe kommen, wo man sie hinbestimmt hat, um die Thiere auszuliefern, die sie verkauft haben, und die Bezahlung dafür zu bekommen. Jedoch spreche ich von diesem Präcept die Völker von S. Cosmo und Ytapuà frey: Denn diese sollen wegen ihrer Armuth der nämlichen Wohlthat und Freyheit geniessen wie die unteren Völkerschaften. Diese sechs Völker aber sollen ein Tambo oder Hospitium für die weltlichen Handelsleute halten, wo sie aber nicht über zwey oder drey Tage verbleiben dürfen, wo es nicht solche Personen wären, bey denen die Klugheit eine Ausnahme anräth.“

Folglich müssen diese wichtigen Bedenklichkeiten von geistlicher Beschaffenheit seyn. Aber, wie können sie das seyn, wo sie es nicht für die sechs Völker sind, die man ausnimmt? Oder soll man sagen, daß den Vätern viel weniger an den geistlichen Bedenklichkeiten, daran liegt, als daß diese sechs Völker von ihrer bedenklichen Armuth befreyt werden, welche ein zeitlicher Nachtheil ist? Da nun diese wichtigen Bedenklichkeiten von keiner dieser zwo Arten seyn können, so bleibt nichts übrig, als daß sie politisch waren. Nach ihrer Staatskunst wollte man den größten und besten Theil dies es Reichs vom allem Umgang mit Auswärtigen absondern, und erlaubte ihnen nur diese sechs Völker zu sehen, aus Ursachen, die man am Ende dieses ersten Theils ersehen wird.

Zweytens sagt er, daß, um allen Umgang mit Fremden abzuschneiden, die Befehle der Provinzialen seiner Vorgänger nicht hinreichend gewesen. Daher gab der P. Johann Baptista Cea im Jahr 1719 seine Befehle so geschärft, als wir (Absch. 3. §. 4.) gesehen haben. Und der P. Provinzial Joseph d' Aguirre gab sie im Jahr 1722 noch geschärfter, wenn er sagt x):

„ Ich schärfe die Beobachtung des Befehls von neuem ein, in welchem verboten wird, daß kein Va-

ter

(x Eben daselbst. T. I. p. 230.

ter dieser Doktrinen, ausgenommen die Pfarrer von S. Ignazio Guazù und unserer lieben Frauen da Fé, nicht gestatte, daß ein Weltlicher, oder Geistlicher, oder Ordensmann ohne Erlaubniß des P. Superiors bey seinem Volke den Zutritt bekomme. „

Drittens sagt er, daß, da man den Eintritt solcher Personen in die Missionen so gar erlaubt, er sich für verpflichtet erachtet, ein kräftiges Mittel zu gebrauchen, damit in Zukunft dergleichen, oder noch größere Bedenklichkeiten vermieden werden. Wenn es keinem Unterthan Seiner katholischen Majestät jemals verboten gewesen, in die Völkerschaften der Indianer hinein zu gehen, sondern sie nur sich allda nicht niederlassen, oder einen bleibenden Aufenthalt haben durften: wie urtheilten dann diese Väter von der souverainen Gewalt des Königs über diese Völker, wenn sie solche Befehle gaben, gestatteten, erlaubten, verboten, und die kräftigste Verhinderungsmittel gebrauchten? Müssen sie uns nicht selbst eingestehen, daß sie sich als unumschränkte Herren des Landes ansehen, und uns hiedurch einen augenscheinlichen Beweis von diesem ihrem jesuitischen Reich geben? Denn sie hielten es für ihre Pflicht, den Bedenklichkeiten abzuhelfen, welche keine andere seyn konnten, als daß sie befürchteten, man möchte ihr Reich entdecken, und nach der Entdeckung möchte es umgestürzt werden.

Er sagte viertens, daß er die ernsthaftesten und erfahrensten Väter dieser Missionen zu Rathe gezogen, und nach dem Gutdünken der Konsultoren dieses Präzept gäbe. Nach Erwägung der Materie dieses Präzepts werden die Gottesgelehrten, die es hören werden, nicht unterlassen, einen hohen Begriff von den ernsthaften und erfahrnen Vätern und den Konsultoren dieser Provinz zu bekommen.

Fünftens sagt er, er befehle in Kraft des heiligen Gehorsams in Nomine Christi (**Es ist doch eine abscheuliche Lästerung, in einem so heiligen Namen eine so verdammte Gottlosigkeit zu befehlen!**) und unter der Strafe einer schweren Schuld allen Untergebenen dieser Missionen, daß man keine Weltliche, wes Standes sie seyn, das ist, spanische Geistliche oder Ordensleute, Mestizzen, und fremde Indianer oder Neger ohne Erlaubniß des P. Superiors zulasse. Also sind nach seiner und der Jesuiten Sprache alle Personen, die nicht von der Gesellschaft sind, weltlich, profan und verächtlich. Wir werden es noch bey einer andern Gelegenheit sehen, daß dieß die Rede, und Gedenkungsart der Väter ist.

Sechstens sagt er, er nehme vom Präzept diejenigen aus, welche in Geschäften ihrer Kollegien kommen werden, jedoch mit dieser Bedingung, daß man sie bey dem ersten Volk aufhalte, wo sie sich so lang

verweilen sollen, bis der P. Superior Nachricht davon bekomme, und entscheide, was man zu thun habe. Nun wisse denn ein jeder Spanier, Weltgeistlicher, Ordensgeistlicher, Herzog, Marggraf, daß, wenn er in Versuchung geräth, sich zu diesen bezauberten Völkern zu begeben, er sich zuvor dem P. Rocco Balester in Buenos Ayres, oder dem P. Emanuel Arnal zu S. Fé darstellen, und von ihm Erlaubniß, und einen Paß erhalten muß, damit er nach Yapeyù kommen kann; und da muß er sich dann wieder so lang verweilen bis der P. Franz Sardelli Pfarrer allda dem P. Jacob Passino, Superior dieser Missionen, der zu Kandellaria residirt, Nachricht davon giebt, und von ihm vernimmt, ob er da bleiben soll, oder ob er erlaubt, daß er weiter in das Land hineinreise, und seinen Vorwitz stille. Widrigen Falls muß er nach Buenos Ayres, oder nach S. Fé zurück reisen, und warten, bis er eine bequemere Gelegenheit findet.

Die anderen von ihm beygefügten Ausnahmen sind eben desselben Inhalts. Die erste ist, man solle den P. Präsidenten von Gazapà, Br. Alfonsus Markos und den P. Pfarrer von Yutì, und die Indianer von diesen beeden Völkerschaften wenn sie kommen werden einen Traktat oder etwas dergleichen zu schliessen, frey passiren lassen. Man merke aber wohl, daß diese Ausnahme nicht von jedem Präsi-

denten von Gazapà oder von jedem Pfarrer von Yutì spricht, sondern nur von dem Präsidenten und Pfarrer, die damals diese Stellen versahen; und dies nur deswegen, weil die Väter wegen der Zuneigung, die diese für sie hegten, ihnen besondere Danksagung schuldig waren. Folglich hatten die anderen zehen Pfarrer der Franziskaner-Mission, und ihre Untergebene keinen Antheil an dieser Gnade, weil sie auch nicht so viel Zuneigung gegen die Väter zeigten. Nun sehe man von welcher Beschaffenheit die wichtigen Bedenklichkeiten waren, welche dieses Präzept nothwendig machten. Wie nun? frage ich. Waren der Präsident von Gazzapà und der Pfarrer von Yutì gute Religiosen; so mußten ja doch alle ihre Eingepfarrte gute Christen gewesen seyn. Und gesetzt, es wären auch die andern zehen Pfarrer schlimme Söhne des heiligen Franziskus gewesen, folgte denn daraus, daß alle ihre Indianer auch schlimme Söhne der Kirche gewesen seyn müssen? Warum schloß man denn alle diese aus, und privilegirte nur jene zween? Weil wir ihnen, antworten die Väter, besonders verpflichtet sind, und sie uns lieben, und daher begreift das Gebot weder den P. Alfonsus, noch den Vater von Yutì, noch ihre Indianer, es begreift hingegen die anderen zehen Pfarrer, die nicht unsere Freunde sind, und nicht so viel Achtung für unsern Orden haben: Gestatteten wir ihnen

nen den Zugang zu unsern Völkern; so könnte es geschehen, daß sie die Sache unrichtig verstünden, und das Gerücht ausbreiteten, daß wir hier ein Reich haben, so wie es schon aus blossem Argwohn einige übelgesinnte und Neider unserer Gesellschaft behaupten.

Der Spanier, der für unser Niederlagshaus sorget, und die Barken für das Volk von Corpus bauet, verursacht uns weiter keine Bedenklichkeit, er kann also da bleiben. Der andere hingegen, der bey dem Volk von Loreto krank liegt, ist uns zur Last; er kann also fortgehen, wenn er wieder gesund ist. So kann auch der wieder fortziehen, der sich zu Yatapuà befindet, aber nach Verfluß der Zeit, für welche er bezahlt ist: Denn so lang muß er wenigstens dableiben. Wenn nicht diese Bedenklichkeit dazu gekommen war, daß er das Geld schon empfangen hat; so hätte er auch dieses Privilegium nicht bekommen. Der Neger aber und sein Weib, die bey der Kirche dienen, sollen die ganze Zeit über da bleiben, so lang es uns nützlich seyn wird. Denn auf diese Weise verschwinden alle Bedenklichkeiten, wovon das Präzept spricht. In Wahrheit, hier kenne ich die Gesellschaft Jesu nicht mehr, die ich in meinen vorigen Jahren als ein Muster der Tugend, der Weisheit und Klugheit verehrte.

§. 3.

§. 3.

Viertes Mittel. Den Superioren den Zugang eröffnen, die uns dienen können, hingegen ihn solchen verschliessen, die uns durch ihre Berichte bey Hofe schaden könnten.

Ein Bischof wie Herr Peralta, ein Statthalter wie Herr Zavala, würden, wenn sie die Missionen besuchten, sogar keinen Nachtheil verursachen, daß sie vielmehr zur Absicht der Väter unvergleichlich dienten. Denn da man sie liebkoset, sie beschenkt, ergötzt, anbetet, und ihnen zu grösseren Beförderungen Hoffnung macht; so besuchen, beobachten, bewundern sie alles, und geben überal ihren Beyfall, ohne den Indianern ein Wort zu sagen. Sie hörten die Schmeicheleyen der Väter an, und liessen ihnen Panegyricos zurück, in welchen sie ihre Aufführung kanonisirten, und diese christliche Gemeinden in Ansehung ihres Eifers mit der ersten christlichen Kirche verglichen, ja in Ansehung der Treue gegen ihren König sie ganz ohne Beispiel betrachteten. In Buenos Ayres lebt noch Dominikus Bozzo, der Sekretär bey Herrn Peralta gewesen, und ihn auf der Visitation begleitet hat. Seine Relation läßt uns gar nicht zweifeln, wie die Visitationen der andern Bischöfe beschaffen seyn würden, die es ihm in seinen gewiß nicht eingewurzelten, sondern freywilligen

gen Vorurtheilen, die er von der Gesellschaft Jesu äusserte, nachmachen würden. Da man aber in einer Entfernung von zweytausend Meilen die Partheilichkeit, sie mag auch noch so ausschweifend seyn, nicht von Grund aus wahrnehmen kann, da man ferner gemeiniglich dem Bericht eines Bischofs oder eines Statthalters, der sich als Augenzeuge angiebt, grossen Glauben beymißt: so kann man leicht erachten, wie angenehm den Vätern die Besuche solcher Leute seyn werden, die nach Hofe gehen, und allda ihre Betrügereyen aufdecken.

Man stelle sich aber einen Bischoff wie Cardenas, oder einen Statthalter wie den Herrn Bariia vor, die die Missionen in der Absicht besuchen wollten, um den Mißbräuchen abzuhelfen, die ihnen nach ihrer ganzen Größe wohl bekannt waren. In solchen Fällen schildert man einen solchen Besuch als unmöglich, man erhebt die Unkösten, als eine unerträgliche Last, man macht unendliche Bedenklichkeiten. Wenn man aber dem ohngeachtet darauf beharrte, einen Visitator hinzuschicken, wie widersetzten sie sich, was erregte man für Unruhen, Unordnungen und Verwirrung? Man prüfe im Grunde alle von den Vätern unter dieser Gestalt verrufene Empörungen von Paraguay; so wird man sehen, daß dies allein die Ursache davon gewesen. Man untersuche den Prozeß des Herrn Antequera noch einmal, man durchblättere alle Aktenstücke des

Herrn

Herrn Baria und aller andern, die die Väter ihre Neider nennen; so wird man finden, daß die Väter die Völker von Paranà jener Regierung entzogen, und sie mit der Regierung von Buenos Ayres verknüpft haben, blos deswegen, weil sie befürchteten, es möchten diese Völker visitirt werden, welches auch viel leichter geschehen konnte, da sie so nahe lagen, und nicht so leicht konnten verführt werden. Ihre Absichten aber konnten die Väter besser erhalten, wenn sie mit dem entfernten Buenos Ayres verknüpft wurden. Denn da waren sie sicher, daß kein Statthalter oder Bischof zu kommen sich entschlösse, wo ihn nicht die Väter sehr darum baten, wie sie es mit Peralta und Zavala gethan. Denn meistens übertragen die Bischöfe die Firmelung jenen von Paraguay.

Aber man mochte auch die Visitationen veranstalten, wie man wollte, was halfen sie, wenn die Väter unredlich und untreu verfuhren? Aber wird man mir einwenden, ist dann dieses auch zuverläßig wahr? Ja, es ist so wahr, daß sie einen ausdrücklichen Befehl vom P. Visitator Antonius Garriga hatten, es so zu machen. Er lautet also:

Da die Bedenklichkeit entstehen könnte, daß, wenn man das Kirchengeräth und die Livreen derjenigen vermehrte, die zu den Kongregationen, dem Soldatenstand und den Tänzern gehören, die Visitatoren und Bi-

schöf-

schöfe, wenn sie die Sakristeybücher sehen sollten, davon Gelegenheit nehmen konnten, einige für unsere Indianer nicht nützliche Verfügungen zu machen; so soll man ein Buch halten, das allein für unsere Väter Provinzialen bestimmt ist, wo alles Silbergeschirr pünktlich eingetragen, und von jedem Stücke der Werth oder wenigstens das Gewicht bestimmt sey, und wo ebenfalls alles weisse Geräthe und Zierrathen der Sakristey eben so genau bestimmt seyn sollen. In eben dieses Buch soll man noch besonders alle Gallakleider der Offiziere, Soldaten und Festtänzer mit Bemerkung der Anzahl und der Beschaffenheit der Zierrathen eintragen. Alles dieses wird der V. Provinzial visitiren, und hernach bestimmen, und verbieten, wenn etwa in einem Stücke was zu tadeln wäre. Dieses Buch soll allein zu den Visitationen der Provinzialen dienen. Für die Visitation der Herrn Bischöfe aber soll eben das Buch dienen, das wir für ihre Visitationen halten. „

Wozu dienen denn diese Visitationen, wenn in der einigen Sache, die sie visitiren, man sie so betrügt, und ein so unanständiges Gaukelspiel mit ihnen treibt? ich sage: **Die einige Sache**, die sie visitiren, und gründe mich auf das, was der **V. Garriga** selbst in folgenden Worten saget z):

„Die

z.) Ebendas. T. II. p. 5.

„Die Visitation der Bischöfe und Visitatoren soll in dem, was die Sakramente, den Taufstein, die Brüderschaften, und andere zum Amt der Pfarrer gehörige Dinge betrifft, in nichts gehindert werden: Denn das sind Dinge, die mit der Gerechtigkeit übereinstimmen. Wenn sie uns aber de moribus et vita visitiren wollten, so soll man es nicht erlauben, sondern es durch alle mögliche gerichtliche Handlungen Kraft unserer Privilegien und des Freyheitsbriefs seiner Majestät zu hindern suchen. Und wenn sie darauf beharren, und etwas thun wollen, das den Umstand de vita et moribus betrift; so soll man unsern Indianern befehlen, daß sie ihnen auf keine Weise behilflich seyn, um in der Visitation unserer Doktrinen fortzuschreiten.

Dieses letzte Mittel gilt statt aller möglichen Protestationen, und daraus ersieht man, was das kräftigste Mittel ist, wodurch diese Väter alle weise Verfügungen der Superioren unnütz machen, wenn sie nicht mit ihrer Neigung übereinstimmen. Sie befehlen also den Indianern, sie sollen die Waffen wider den König ergreifen, sie sollen dem Bischof nicht behilflich seyn, damit er in seiner Visitation keinen Schritt weiter gehen könne. Und dieser kann auch nicht anders helfen, als daß er ein Heer schickt, und andere Hilfe sucht, und das sind doch wohl praktische, nicht aber spekulative Fälle.

Wir

Wir haben bisher gesehen, was diese Väter für Befehle und Präzepte bekommen haben. Natürlicher Weise ist auch ihr Gehorsam, den man von ihnen fodert, von der Beschaffenheit, wie man in diesen Worten des V. Antonius Maconi sehen kann a)

„ Ich versichere Eure Reverenzien, daß sie für Dero Arbeiten unschätzbare Belohnungen bekommen werden, wenn sie dieselben mit Standhaftigkeit, und Vollkommenheit krönen, sie täglich mehr erhöhen, und alle einmüthig in der genauen Beobachtung dessen einstimmen, was uns die Konstitutionen und Regeln unsers heiligen Instituts, und die Präzepte und Befehle unserer Obern vorschreiben, die sie diesen apostolischen Missionen gegeben haben, deren dauerhafte Erhaltung und guter Fortgang im Geistlichen und Zeitlichen, nicht allein von den geschriebenen Gesetzen, sondern auch von der demüthigen Unterwerfung des eigenen Willens und Urtheils der Untergebenen unter die Befehle der Obern in Rücksicht auf ihre Vollstreckung abhängt: Indem es gewiß ist, daß der Mangel an Gehorsam und Unterwürfigkeit die wahre Ursache alles Nachtheils, und auch des Umsturzes des heiligsten Staates ist. „

Ich frage aber, ob die Befehle solcher Superioren ihren Untergebenen befehlen, daß sie bey der Visitati-

on

a) Eben daselbst T. I. p. 302.

an den Bischof durch ein falsches und lügenhaftes Buch betrügen, und das Wahre für die Visitation des Vater Provinzial aufsparen? daß sie im Falle, wenn ein Bischof nur einen Schritt weiter geht, als die Privilegien der Gesellschaft erlauben, sich des weltlichen Arms bedienen, um ihn zurück zu halten, und solche Anstalten zu machen, daß ihm die Indianer alle Bedürfnisse in einem Lande verweigern, wo sie niemand anders geben kann? Daß man alles anwende, was die Indianer verblenden kann, und daß man ihnen falsche Begriffe als wahre einpräge, daß die Väter die Pfarrstellen begleiten, welches ihrem Institut gänzlich zuwider ist? Daß sie die weltliche Verwaltung der Güter dieser Leute übernehmen, welches mit dem Geiste des Ordens noch weniger vereinbar ist? Daß sie sich die Freyheit nehmen über die Güter anderer ohne Erlaubniß ihrer rechtmäßigen Besitzer zu verordnen, und zwar mit einer Vollmacht, die allein dem Provinzial untergeordnet ist? Daß sie Streitsachen der Weltlichen als Richter entscheiden, wo von weltlichem Interesse und zeitlichen Gütern und Besitzungen, ja wo so gar von peinlichen Rechtssachen die Rede ist, und sie den Corregidoren und Alkaden oder peinlichen Richtern entziehen? Daß sie militärische Uebungen anstellen, und die Indianer darinnen unterrichten, damit sie dieses Land wider die Spanier vertheidigen, deren König doch Gott dieses Land als

eine rechtmässige Herrschaft übergeben hat? daß sie den Ungläubigen sagen, sie sollen sich nicht mit den Spaniern vereinigen, noch ihnen Gehör geben, weil sie nur suchen sie zu betrügen? Daß sie keinem spanischen Welt- und Ordensgeistlichen den Eintritt in dieses Land gestatten, das doch u[nt]er der Herrschaft von Spanien seyn sollte? Daß die [I]ndianer mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, zur Kirche kommen, und daß sie diejenigen bestrafen, die unbewaffnet kommen? Daß die Väter Oberaufseher im Kriege sind? Daß sie sich ein Bedenken machen, eine Sprache nicht recht zu erlernen, die der König von Spanien gänzlich ausgerottet wünschen möchte? Daß sie nicht erlauben, daß die Indianer nur für das arbeiten, was sie zu ihrem Unterhalt und Kleidung bedürfen, sondern daß sie sie auch noch unter dem Vorwand des gemeinschaftlichen Wohls aus andern ihnen eigenen Beweggründen arbeiten lassen, die doch eben so sehr ihren Eigennutz zum Zweck haben, als sie sich übrigens gar nicht für ihre Person schicken: Denn als Jesuiten haben sie nicht nur das siebente Gebot zu halten, daß befiehlt, man soll nicht stehlen, sondern sie haben auch noch ein Gelübde der Armuth, und noch ein anderes, sie immer weiter zu treiben, auf sich? daß sie nicht zugeben, daß die Indianer Kultur bekommen und klug werden? Daß ein Ehemann die Hochzeitgeschenke und Geräthe für seine Frau vom Pfarrer kaufen müsse,

da man sie doch von andern viel wohlfeiler bekommen könnte. Ich übergehe andere dergleichen Befehle, die ich mit ihren eigenen Worten angeführt habe. Nun frage ich noch einmal, was wird denn diese Unterwürfigkeit des eigenen Willens und Urtheils der Untergebenen unter die Befehle der Superioren anders seyn, als Unwissenheit, Dummheit, Niederträchtigkeit, um nichts ärgers zu sagen? Ein solcher Gehorsam wird dazu dienen, das Reich der Väter, nicht aber das Reich Gottes zu erhalten, welches vielmehr vernichtet wird, wenn man solchen Befehlen gehorchet, welche offenbar den Geboten Gotes zuwider sind, die Gott selbst und in seinem Namen anderen Superioren gegeben, deren Unterthanen sie sind, und die über die Superioren dieser so berühmten Gesellschaft weit erhaben sind.

Aber nein. Alle Urtheile müssen dem Urtheil der Väter weichen. Es ist auf der ganzen Erde nichts, das dem Wohl dieser Gesellschaft vorgezogen werden müßte. Ein Unterthan, der anders denkt, ist ungehorsam, ist ein Störer des Ordens, und als ein solcher muß er aus der Gesellschaft verjagt, und als der ärgste Mensch angesehen werden, den der Erdboden trägt. Ob man in der Gesellschaft also gedenke, wird man aus folgendem Falle ersehen.

Der General Johann Paul Oliva schrieb unter dem 17 Junius 1662 an alle die Seinigen einen encyclischen Brief, der also anfängt: „ Wie sehr es die

Ge-

Gesellschaft als eine Pest aller guten Ordnung verabscheut und angesehen habe, daß die unsrigen sich die Gunst und den Schutz solcher Leute zu erwerben suchen, die ausser derselben sind, u. s. w. „ In diesem Brief ist ein sehr strenges Präzept wider diejenigen enthalten, die sich solcher Protektionen zu dem Ende bedienen, damit den Superioren die Regierung der Gesellschaft erschweret werde. Sobald man dieses Dekret in dieser Provinz sahe; so prüfte man in Rom einige Zweifel wegen des Verstandes desselben, und der General Oliva antwortete in einem Schreiben vom 30 November 1665. Der zweyte Zweifel und die Beantwortung desselben lautet so.

„ Zweytens ist es wider dieses Präzept gehandelt, wenn ein Untergebener, der erfährt, daß sein Superior etwas zum Besten der Provinz, der Kollegien oder Häuser mit dem Statthalter, oder mit dem Bischof, oder mit dem Präsidenten, oder sonst einem Minister des Königs handelt, solche Personen überredet, daß man ihm das, was er begehrt, gestatte, und in der That selbst es hindert? Ich antworte: wenn die Sache wichtig ist, und das gute Regiment dadurch gehindert wird, so sündigt er wider dieses Präzept; und wenn er, um es desto sicherer zu verhindern, den Provinzial verunglimpft, oder seinen Superior bey einer von gemeldten Personen zur grossen Beunruhigung der Provinz verläumdet, so muß man ihn als einen Aufrührer und Störer des Ordens ansehen. „

 Die-

Diese Verfügung ist dem äussern Anscheine nach ernsthaft, fromm und klug, sie enthält aber das Gift, das ich prüfte, und sie endeckt das, was in der politischen Regierung dieser Gesellschaft verborgen liegt, wie man gleich sehen wird, wenn man dergleichen Spekulationen auf die Ausübung anwendet. Es wurde zum Beyspiel zwischen den beeden Kronen von Spanien und Portugall ein Vergleich wegen der Gränzen in Amerika geschlossen, Kraft dessen auf beeden Seiten einander etwas abgetreten wurde. Unter andern trat Spanien einen Winkel von diesen Missionen ab. Die Sache auszuführen schickte der König einen Minister mit geschärftem Befehl ab, daß alles gleich geräumet werden sollte, ohne auf die Klagen noch Vorstellungen des Statthalters, des Bischofs, und der Väter zu achten. Dieß verdroß den Provinzial und seine Consultoren, und seine ganze Provinz beschloß, daß sie nicht gehalten wären, dem König zu gehorchen. Um aber die Sache ohne ihre Gefahr zu verwirren, war kein anderes Mittel, als daß sie durch Ränke sie hinderten, das Geschäft verzögerten, und indessen Zeit gewönnen, in welcher der Provinzial gleich mit dem Minister, dem Statthalter und dem Bischof sprach, und ihnen tausend Bedenklichkeiten vorstellte, indem er sagte, er könnte und dürfte keinen Schritt erlauben, wo ihn nicht der König zuvor anhörte. Alles dieses erfuhr ein tugendsamer, uneigennütziger, kluger, und für die Wahrheit

und

und den Dienst des Königs sehr eifriger Vater im Kollegio von Buenos Ayres, der sich mit den gemeldten Personen besprach, und sie ermahnte, die thörichte Vorstellung des V. Provinzials nicht zu achten, weil die Vollstreckung des Traktats gerecht wäre, und die Unordnungen nicht mit sich führte, die nur die Consulta von Cordova vorwendete, um Zeit zu gewinnen und das Geschäft zu hemmen, wenn es ihnen glückte, die Vollstreckung zu verzögern, und in der That kam es auch so weit, daß das, was der Provinzial zum Besten seiner Provinz, wie er vorgab, suchte, gehindert, und alle künstliche Verzögerungen zur Beschämung des Provinzials und seiner Konsultoren abgeschnitten wurden. Nach der Lehre des Vater Oliva sündigte dieser eifrige Jesuit tödtlich wider das Präzept, und er mußte als ein Störer des Ordens angesehen, und als ein solcher daraus verstossen werden. Nach dem Gesetze Gottes aber und nach der Billigkeit handelte er gewissenhaft, und muß als ein getreuer Unterthan des Königs angesehen werden.

Aber ist es ein Wunder, daß der Vater Oliva also urtheilte, da nach der 7ten allgemeinen Kongregation seiner Gesellschaft niemand Macht und Gewalt über dieselbe hat, als der Pabst? Es ist dieses ein ausdrücklicher Satz seines 20ten Kanons, wo von Empfehlungen die Rede ist, die den Superioren gemacht werden. Es heißt allda: „Diejenigen allein

ausgenommen, die in Betracht der allgemeinen Sorge und Regierung der Kirche Macht und Gewalt über die Gesellschaft haben.„

Wenn die gekrönten Häupter von Europa diese Art zu urtheilen zugeben müssen; so müssen sie auch eingestehen, daß sie in Ansehung der Jesuiten keine Souveräns sind, und daß die Jesuiten keinen andern König, als den Pabst erkennen müssen. Jedoch die Gesellschaft ist so beschaffen, daß, wenn ihr der Pabst etwas befiehlt, daß ihr nicht gefällt, sie ihm auch sagen wird, er könne nicht ihr König seyn. Ich sage dieses, weil bey der Gelegenheit, als die Päbste ihre Dekrete von den chinesischen Kirchengebräuchen bekannt machten, ich selbst so viele mit kühner Unverschämtheit in jenem Tone habe reden hören. Und eben diese Nachricht, muß auch der P. General **Michael Angelus Tamburini** gehabt haben, wie man aus dem Anfang seines Briefes vom 27 Sept. 1723 sieht, wo es also heißt: „Nachdem ich durch wiederholte und sichere Nachrichten vernommen, daß sich einige von den unsrigen die Freyheit genommen auch in Gegenwart von Weltlichen mit frecher Verachtung von den chinesischen Kirchengebräuchen zu reden, mit Hintansetzung der Ehrfurcht, die wir für die Schlüsse des heil. Stuhls in Ansehung dieser Kirchengebräuche haben müssen u. s. w. Und auch in den itzigen Umständen bin ich sehr begierig, was geschehen wird, wenn der Pabst

ihnen in dem ärgerlichen Falle von Portugall nicht günstig seyn wird.

§. 4.

Das fünfte Mittel, sich in Zukunft sicher zu stellen. Eine besondere Sprache und Kriegsmacht.

Das fünfte Mittel ward aus Vorsorge auf alle Fälle erdacht, wenn etwa in Zukunft durch eine widrige Wendung in einem Falle, den man nicht voraussahe, und unmöglich voraussehen konnte, dieses Missionsreich entdeckt und endlich gestürzt würde. Auf diesen so schmerzlichen und gefährlichen Fall verordnete man zwey Mittel, wovon das eine die Sprache war. Denn wenn niemand die Sprache der Indianer verstand, die die Väter allein erlernt hatten, wenn sie der spanischen Sprache den Zugang verwehrten, so sehr auch der Madriter Hof befohlen hatte sie zu lehren: an was für Priester konnte man sich wenden, wenn man es einmal für rathsam hielt, die Indianer in eine andere Regierungsverfassung zu bringen? Und wenn man auch andere Maasregel ergreifen wollte, was konnte man denn für Maasregeln ergreifen, die nicht so viele Zeit erfoderten, daß der Aufschub und Verzögerung und die List dieser Leute nicht wieder alles vernichtete?

Es ist richtig, daß die guaranische Sprache welche die Väter in diesem Lande beybehalten, so ausgebreitet ist, obwohl sie einige Veränderungen von Worten und ihre Dialekte hat, daß, wenn man Ernst gebrauchen wollte, es gewiß nicht an Welt- und Ordensgeistlichen fehlen würde, welche an die Stelle der Jesuiten treten könnten, so bald man den ernstlichen Entschluß faßte, sie aus ihrem jesuitischen Reiche zu verjagen. Weil aber diese den weiten Raum dieser Sprache nicht einschräncken könnten; so erhielten sie doch ihren Endzweck an dem Orte, wo die Nation war, die sie beherrschten. Wer ist außer ihnen, der die Sprache der Indianer Chiquiti, Mochi, und so vieler anderer Nationen verstünde, die in Orinoco und in den Mayas unter ihrer Leitung stehen? hätten die Väter den Königen gehorcht; so würden heut zu Tage alle Indianer spanisch reden. Aber das war eine sichtbare Bedenklichkeit, die der Erhaltung des jesuitischen Reichs gänzlich zuwider gewesen wäre.

Dem ohngeachtet wird in diesem Lande der unglückliche Indianer gestraft, der, wenn er in den spanischen Städten sich einige Zeit aufgehalten, sich spanisch zu reden die Freyheit nimmt. Ich könnte diese Sache mit einem Eide beständigen, ich könnte es mit vielen Factis darthun, wenn nicht die Sache unter allen Spaniern und Portugiesen, die jemals nach Paraguay gekommen, notorisch wäre. Es ist also

un-

unmöglich, daß jemand so kühn seyn könnte, es in Zweifel zu ziehen; oder zu widersprechen.

Das andere Mittel, das man zu diesem Ende gebrauchte, war, daß man sich mit Artillerie, Flinten, und allen Arten von Offensiv- und Defensiv-Waffen gut versahe, die Indianer im Gebrauche der Waffen übte, Heere aus ihnen bildete, Magazine von Kriegs- und Mundbedürfnissen, Pulverfabriken und Stückgiessereyen anlegte. Hievon sagte ich etwas Abschn. 3. §. 4. Hier will ich nur die Kriegsbefehle des P. Visitators **Andreas de Radda** anführen, die also lauten c)

Ich P. Superior der Missionen. Pax Christi Ich habe für gut angesehen, Euer Ehrwürden, und allen Vätern, die in diesen Pflanzorten leben, den Auftrag zu machen, daß, nachdem ich Einsicht von der Meinung Euer Ehrwürden genommen, und es mit den Vätern der Provinz überlegt habe, wir für schicklich gehalten, in einer so wichtigen Sache folgende Anordnungen zu machen. Erstlich es sollen in allen Doktrinen eine oder zwei Kompagnien Soldaten mit Lanzen und Schilden angeworben werden, wozu man die muntersten wählen soll. Diese sollen im Lanzengefechte, und in der Behandlung des Schildes wohl geübt seyn, und trachten starke Pferde zu halten, die

c) Ebendas. T. I. p. 36.

in den Scharmützeln und Stürmen an den Schall der Trommeln, Pauken und Pfeifen, und an das Getöse, Geheul und Geschrey wohl gewöhnt sind, damit sie im Gefecht nicht scheu werden. Für jeden Soldaten soll man zwey solcher Pferde halten, die weiter zu nichts sollen gebraucht werden, die man abgesondert, und an einem so bequemen Ort halten soll, damit sie für jeden bereit, und bey der Hand seyn mögen. Es würde sehr gut seyn, daß außer der Lanze und Schild ein jeder Soldat zu Pferd seinen Panzer und lederne Stiefeln von den Ochsenfellen hätte, wovon sie auch am Halse und an der Seite des Hauptes eine Einfassung haben, die am Rücken fest gemacht ist, so wie sich dessen viele Soldaten von Chili, und viele Spanier dieser Provinzen im Kriege mit großem Nutzen bedienen. Man soll auch darauf sehen, daß diese Waffen nach gewissen Formen, und so genau passend gemacht werden, damit sich ein jeder derselben leicht, und mit Bequemlichkeit bedienen könne. „

Es ist eine gemeine Klage, daß man bey dem Feyergewehr die Bogen und Pfeile ganz vergessen hat und daß kaum noch ein paar geschickte Schleuderer vorhanden sind. Ich gebe demnach Euer Ehrwürden den Auftrag, daß sie diese so natürliche Uebung der Guarani wieder empor bringen, und daß man die Schleuder und Vogelschützenkunst alles Ernstes und häufig

be-

betreibe. Ein jeder Indianer soll 50 Pfeile, zween Bögen, vier Stricke halten, und bey allen Musterungen soll man nicht nur nach der Anzahl dieser Waffen, sondern auch nach der Beschaffenheit derselben sehen. Man merke wohl darauf, daß jeder Pflanzort, und jede Pfarre außer den Pfeilen und Bogen, und Bogenstricken einzelner Indianer noch ein gemeinschaftliches Magazin von 5 bis 6000 Pfeilen auf alle unvermuthete Empörungen bereit und sicher habe, zusamt den Bogen und Stricken, die man nach der Anzahl der Indianer von jedem Volk für gut halten wird. Denn eher soll ein Ueberfluß daran seyn, als daß man die Bogenschützen Mangel leiden liesse. „

Bey jedem Volk nach der Anzahl seiner Indianer soll man eine gute Kompagnie von Schleuderern halten, die in den kleinen Doktrinen nicht unter 50 und in den größern nicht unter 100 Mann seyn sollen. Hinführo soll man auch trachten ihre Anzahl zu vermehren, je nachdem ein Volk stärker, und seine Indianer sich weiter vertheilen werden. Denn dies hält man für die beste Stärke zur Vertheidigung, und für die stärkste Batterie wider die Feinde. Ein jeder Soldat von diesen Schleuderern soll gehalten seyn, bey jeder Musterung dreyßig gespitzte Schleudersteine und zwölf Schleudern anzugeben. Im allgemeinen Magazin soll man eine so starke Provision davon halten, als nur immer möglich seyn wird. „

„ Al-

„ Alle Sonntage Abends soll jede Kompagnie Soldaten in dem Gewehr geübt werden. Man soll ihnen Belohnungen aussetzen, um sie anzureitzen, damit sie sich desto besser in der Lanze, der Schleuder, und dem Pfeilschiessen üben. Jeden Monat soll man nach alter Gewohnheit mustern und manövriren, alles soll mit der größten Lebhaftigkeit geschehen, damit sie wissen, wie man angreifen, und sich zurück ziehen müsse, ohne daß die Schwadron in Unordnung komme, und immer einer den andern vertheidige. „

„ Die Uebungen mit dem Säbel und den hölzernen Schilden, sollen stärker getrieben werden, weil sie sehr nützlich zum Angriffe, und zusammen den Bogenschützen zur Mauer dienen. Wenn man die Säbel mit breiten Klingen macht; so werden sie desto sicherer treffen, und offensiv, und defensiv bessere Dienste thun. Man suche kurze Säbel zu machen, weil sie leichter zu machen sind, und mit grösserer Sicherheit gebraucht werden. „

„ Die Spione, die man an den drey Gränzorten Copus S. Saverio und Yapeyù zu halten und auszuschicken pflegt, sollen noch fleißiger ausgeschickt werden. Man soll auch von Zeit zu Zeit andere Spione ohne besondere Aufträge in die Gebirge und benachbarten Gegenden schicken, damit sie die Absichten und Unternehmungen der Feinde entdecken. Man soll auch auf diesen Gränzen die Trommeln eine oder

zwo

zwo Stunden vor Tage rühren, damit die Feinde gewahr werden, daß man hier wachsam ist. „

Weil man oft eine Verzäunung machen, oder einen Berg durchbrechen muß, um die Feinde zu verjagen; so soll man an jedem Pflanzort im Magazin Hauen und Schaufeln mit Griffen halten, um sich ihrer im Nothfall bedienen zu können. „

Diese Befehle werden E. E. an alle Doktrinen mittheilen; in jeder eine Kopie davon zurück zu lassen, und mir bey der ersten Gelegenheit Nachricht vom Empfang und der Vollstreckung geben. Und wenn der Superior die Doktrinen visitiren wird; so soll er sehen, wie die Sachen stehen, auf ihre Befolgung dringen, und mir hievon wenigstens alle sechs Monathe Nachricht ertheilen. Gott erhalte E. E. wie ich wünsche. Cordova vom 18 Nov. 1666.

Euer Ehrwürden

Diener Andreas de Rada.

Wenn ich alle militärische Befehle der Provinzialen hier anführen wollte; so würde ein eben so starkes militärisches Gesetzbuch herauskommen, als es die größten Könige haben. Doch ich habe nicht nöthig dieses Buch mit so viel Soldaten und Heeren anzufüllen. Was ich bereits gesagt, ist hinreichend, zu beweisen, wie sehr die Väter das Mittel der Waffen gebraucht, um wieder alle Zurüstungen gefaßt zu seyn,

die etwa die Spanier wider dieses jesuitische Reich machen würden.

§. 5.

Sechstes Mittel, die innige Vereinigung der Väter untereinander.

Das sechste Mittel war dasjenige, was ihnen der P. Joseph Aguirre ihr Provinzial in folgenden Worten schrieb c)

„Die Ursachen, die ich habe, damit diese starke Vereinigung und brüderliche Liebe erhalten werde, sind folgende: . . Die dritte, weil diese Missionen seit ihrer Errichtung ganz ausnehmend von der Hölle, und von den Leuten dieser Welt verfolgt worden, die sich einbilden, viel zu gewinnen, wenn sie es dahin bringen, daß die bewundernswürdige Regierungsverfassung geändert werde, nach welcher bisher diese Indianer im Geistlichen und Leiblichen unter der Leitung und Anführung der Gesellschaft erhalten worden sind. Um sich so mächtigen Feinden furchtbar zu machen, ist sehr nöthig, daß in dieser Gemeinheit von Missionarien große Einigkeit und Liebe, und daß sie wie eine wohlvereinigte und geordnete Schwadron sey. Terribilis ut castrorum acies ordinata. „

Für-

c) Eben daselbst T. I. p. 219.

Fürwahr für solche entschlossene Väter, sich den Spaniern more castrorum zu widersetzen, wenn man auf Befehl des Königs sie aus diesem jesuitischen Reich verjagen wollte, war diese Ermahnung ganz schicklich. Gleichwie aber nicht jede Vereinigung eine christliche Liebe ist; so ist dies ein gottloser Mißbrauch der Religion wider die Religion, wenn man die Väter ermahnt, Liebe für einander zu haben, und sie in die Umstände setzt, sich also miteinander zu vereinigen, daß sie allen erschrecklich sind, die sich unterstehen würden ihre ärgerliche Regierung zu ändern. Das heißt begehren, daß man eine Vereinigung stifte, die der christlichen Liebe ganz zuwider ist. Denn diese macht so ihre Verehrer und Diener wenig erschrecklich und furchtbar, daß sie vielmehr sucht, sie sanftmüthig, nachgebend, gütig zu machen, damit sie dem Bösen widerstehen, und es mit Guten überwinden, daß sie niemand beneiden, daß sie alles dulden u. s. w. Es ist nicht der P. Provinzial allein, der so gottlos spricht. Auch der P. General **Franziskus Rez** äusfert die nämliche Gedenkungsart in einem lateinischen Brief, der also lautet. d)

Ut exordiar a caritate, cogitavi apud me sæpe, quomodo Societas nostra ex tam diversis ac distantibus populis in unum corpus assur-

d) Ebendas. T. I. p. 25.

assurgeret, & veluti vinea domini Sabaoth facta sit in vineam grandem; illudque potissimum occurrit in hoc opere, quod operatus est Dominus, unio videlicet animorum ad finem, in quem tendit Societas, adeo necessaria, ut eum consequi minime possit, si quemadmodum cum suo capite, inter se membra ita unita non fuerint. Hac indissolubili caritate munita Societas terribilis sit, ut castrorum acies ordinata, quando sicut unum corpus sumus in Christo, ita unus spiritus, atque ita connectimur, ac veluti conglutinamur, ut sumantunum corda consilium, & leges sanctissimas, quas in concordia patres nostri disposuerunt, perseveranter tueamur. At certe nihil timendum magis, qvam si in provinciis & collegiis sint aliqui, quos Spiritus sanctus appellat discordiæ viros, filios dixerim pugnantes in utero matris suæ. Quid timendum magis, quam zelus amarus, tumultus & fluctuatio? Quid magis periculosum, quam inter fratres contentiones & Schismata? Nonne hoc est religionis concordiam dissensione violare, ejusque fundamenta convellere? Exterorum acies non timemus. Pugnatum usque ad nostra tempora contra arcem hanc, & Deus sua nos virtu-

te

te confortat, nec mergimur inter sævientes turbinum procellas (Und wer sich unterstanden hat wider dieses feste Castell zu streiten, hat es allemal theuer genug bezahlt, und ist von euch entweder ersäuft oder sogar im Grabe geschimpft worden) Nihil foris conturbare nos potest, si intus bene sumus, & fraterna gaudemus pace. (Der Hof von Lissabon hat euch doch beunruhigen können, wenn ihr schon so innig verbunden waret.) At quid si intus discordiæ germinaverint? Hoc est, quod plangeret mater nostra, si contra externos hostes terribilis, sentiret se intrinsecus vulneratam. Scinderetur profecto regnum illud plane indivisum. Corrueret urbs Hierusalem nec esset, qui adjuvaret. Videte itaque, dilectissimi, quanto studio caritatis debeatis esse intenti u. s. w.

Nun sehe man die abscheulichste Sache mit dem Titel der Einigkeit vermäntelt. Man betrachte diese Erinnerung, welche auch in dem Munde des Statthalters Christi, wenn er die ganze Kirche anredt, wider die Ungläubigen gut stünde, die ausser der Kirche sind Ja man erwäge die Ermahnung des B Rez genau, die er denjenigen wider die Gläubigen Jesu Christi giebt, die er Extraneos nennt. Er macht sie blos in der Absicht, damit diejenigen durch die Vereinigung sich furchtbar machen. Er setzt voraus, daß die Gläu-

digen, die keine Jesuiten, oder ihnen nicht ergeben sind, in einem beständigen Kampf mit ihnen stehen, daß sie aber doch übrigens gar nicht furchtbar sind, so lang in der Gesellschaft die Vereinigung von Grundsätzen und von so verkehrten Maximen, als wir gesehen haben, und vielleicht noch ärgere herrschen, die man nicht weiß. Die Sache ist so ausschweifend, daß, wenn man sie nicht bey Zeiten ausrottet, sie eine Wunde an dem mystischen Körper machen wird. Es ist ein ketzerischer Gedanken, der zwo Kirchen voraussetzt, unter welchen die Kirche der Gesellschaft die andere weit überwiegt. Es ist eine Lästerung, daß solche Grundsätze von der Liebe eingeflößt werden, da doch die wahre Wirkung davon diese ist, diejenigen, die diese Liebe haben, allen andern Menschen furchtbar und erschrecklich zu machen.

Dem ohngeachtet haben sie diese innige Vereinigung der Mittglieder der Gesellschaft zu ihren besondern und weltlichen Zwecken, die sie sich nach ihrer Verkehrung vorgesetzt hat, nicht nur die Behauptung des jesuitischen Reichs erhalten, sondern sie näherten sich auch der allgemeinen Oberherrschaft, nach welcher sie so begierig, und mit so vielen Ehrgeitz strebten, so sehr auch der heil. Ignatius wollte, daß alle solche Absichten fern von seiner Gesellschaft wären, deren Klugheit, Heiligkeit und Eifer sie indessen bald zum höchsten Gipfel der Ehre emporhoben. Glücklich wäre sie

gewesen, wenn sie diesen Ruhm, oder den Verdiensten allemal nachfolgt, beständig behauptet hätte. Da sie aber zu ihrem Unglück ihren Plan änderte; so beschäftigte sie sich ganz damit, den Schatten zu erhalten, ohne an die Realitäten zu gedenken, womit er verknüpft ist. Zu diesem Ende unterläßt sie nichts, was bey den ihrigen ein so ausschweifendes Verlangen nach Gütern nähren kann, und außer ihrer Gesellschaft hält sie alles übrige für nichts. Die Art, wie sie ihre Absicht erreichte, ist folgende.

Die zwey Jahre des Novitiats über, in einer Zeit, da die zarten Pflanzen noch aller Eindrücke fähig sind, welche der Respekt und der Mangel an Einsichten, und die Fertigkeit, die man sich endlich erwirbt, das zu glauben, was man ihnen so oft einschärft, bey ihnen unauslöschbar macht, werden ihnen folgende Maximen beygebracht. **Erstlich: wer in der Gesellschaft stirbt, stirbt selig.** Denn so hat es Gott dem H. Franziscus Borgia geoffenbaret in Rücksicht auf die drey ersten Jahrhunderte. Ein heiliger Kapuziner ward vor seinem Tode durch ein Gesicht in die Hölle versetzt, wo er Ordensleute von allen Arten, aber keinen einzigen Jesuiten sah. **Zweytens: Jesuiten, die aus der Gesellschaft verjagt werden, können schwerlich selig werden.** Der nämliche H. Franziscus hat es ja gesagt, daß es schon ein Zeichen der Verwerfung sey, wenn man der Gesell-

schaft abgeneigt ist, so wie die Zuneigung zu ihr ein Zeichen der Verordnung zur Seligkeit sey. Einer, der aus der Gesellschaft verjagt wurde, und in einen andern sehr strengen Orden trat, auch in demselben aufs strengste lebte, sah bey seinem Tode, daß der Teufel seiner spottete, ihm eine Jesuitenmütze zeigte und ihm sagte: Wozu dient dir alles dies, wenn du diese verlassen? Ferner Ribadeneira und Palma, welche in einem starken Buche die Oerter und das Ende derjenigen beschrieben, welche sich aus der Gesellschaft anders wohin geflüchtet haben, schreiben ihnen allen ein unglückliches Ende zu. **Drittens: Es kommt kein Orden, dem Jesuiterorden gleich.** Denn dieser allein hat mehr Gutes gestiftet und mehr geschrieben, als alle andere zusammengenommen. Sie haben so viele grosse Leute, daß ihre Namen in vielen Folianten nicht können geschrieben werden. Ihrer kanonisirten Heiligen sind neun, die sie schon in zwey Jahrhunderten bekommen haben. Alle Fürsten suchen Jesuiten als Beichtväter, als Prediger, als Lehrer, den Fürsten machen es die Edelleute nach. Folglich bleibt niemand übrig, als der Pöbel und die Ketzer, die sie verachten. Und endlich hat der P. Christofano Gomez ein Buch von den Lobeserhebungen geschrieben, womit unendlich viele Personen die Gesellschaft beehret haben.

Von allen dergleichen Eitelkeiten und Vorzügen ist den Vätern der Kopf so eingenommen, daß wenn einem

nem von ihnen träumt, er sey ein Mönch, er gleich mit entsetzlichem Schrecken aufwacht, und sich nicht eher erholt, als bis er gewiß weiß, daß er durch die Gnade Gottes noch in der Gesellschaft ist. Daher kommt es, daß sie sich vorstellen, außer ihrer Gesellschaft sey nichts Gutes, und daß sie allein die Geehrte, die Hochgeschätzte, die Beliebte ist. Daher leben sie immer in der größten Furcht, wenn ihnen ein unrichtiges Wort entfährt, sie möchten das große Unglück haben, wieder aus der Gesellschaft verstossen zu werden.

Ich habe keinen Beruf solche Chimären zu vereiteln. Sie haben auch meiner nicht nöthig, sondern widerlegen sich von sich selbst. Jedoch antworte ich ganz kurz auf die erste Maxime: wer in der Gesellschaft lebt, wird selig, wenn er in der Gnade Gottes stirbt. Stirbt er aber in Sünden, so wird er verdammt, und davon haben wir nicht nur eine Offenbarung für die drey ersten Jahrhunderte, sondern auf immer. Die Offenbarung des H. Franziscus Borgia wird häufig gepredigt, man beweiset aber nie die Wahrheit der Begebenheit, und so gieng es auch dem P. Alvaro Kardinal Tinfuegos im Leben dieses Heiligen. Das ist wohl wahr daß viele Ignoranten, die sich auf diese Offenbarung verlassen, nicht leben wie der H. Franziscus. Und unter diese Klasse gehört auch unser Koadjutor, der sich nach Palenzia am Flusse Karrion in die

Stille begab, und allda dem Brette des Verzweifelten (Tavola del Disperato) den Namen gab. Dieser Vater, der seinen guten Namen sehr beschimpfte, starb erst kürzlich ohne zu wiederrufen und ohne die Lossprechung zu empfangen, ob er wohl zu S. Giacomo dell' Estero mitten unter sechs Priestern und andern lebte, die ich mit Stillschweigen übergehe, um nicht weitläuftig zu seyn. Nur das kann ich nicht unbemerkt lassen, daß, so lang die Väter der Gesellschaft diesen Indianern nicht die Kapitalien wieder heimgeben, die sie oder die, so sie regieren, ihnen jährlich stehlen, sie kein Zeichen von sich geben, daß sie dem ewigen Feuer entgehen können, in welchem jener Kapuziner keinen Jesuiten gefunden hat. Er hätte aber nur weiter hinab gehen dürfen, so hätte er vielleicht an dem Ort, wo Judas ist, neben ihm viele hundert Jesuiten angetroffen.

In Rücksicht auf die zwote Maxime der Vertriebenen sage ich das nemliche: sie werden selig, wenn sie in der Gnade sterben, und verdammt, wenn sie in Sünden sterben. Das beste Zeichen der Prädestination ist das regelmässige Leben. Denn alles andere ist zweydeutig, und nach solchen Gründen würde ich niemals vom Loose der Palafox, Melchior Kanus, Arias Montanus, des Kardinal Skilico, und der letztern Päbste nach Alexander VIII. urtheilen, welche keine Anhänglichkeit an Reichthümer gezeigt haben.

ben. Deswegen glaube ich auch, als ein frommer Christ, daß sie selig geworden sind. Die Fabel vom Mönchen, dessen der Teufel bey seinem Tode spottete, riecht nach der Ketzerey. Ein christliches Leben dient aller Orten zum Seligwerden. Die Art, wie der P. Ribadeneira, und P. Palma im Buche von den vertriebenen Jesuiten geurtheilt hat, ist nicht gut, Denn in demselben werden Verläumdungen ausgestreuet und die Beschimpfung solcher Leute mit unzählbaren Lügen und einfältigen Streichen, die ich allda oft bemerkt habe, verewigt. Und warum sagt man dann nichts von dem endlichen Schicksalle solcher vertriebenen, wie z. B. des Herrn Joseph Patigno, jetzigen Erzbischofs von Gemoa, und vieler andern? Und wenn auch einige im Elend lebten, und sterben, wer war denn Schuld daran, als die Väter selbst, welche es dahin zubringen wußten, daß ihnen aller Unterhalt entzogen wurde?

Was die dritte Maxime betrifft, so sage ich, daß sie voll von Ehrgeiz, und eitlem Hochmuth, hingegen ganz leer von aller Gottesfurcht und Religiosität ist. Der heil. Ignatius nannte seine Gesellschaft in Vergleichung mit den andern Orden die kleinste; und so lang sie auch diesen Geist der Demuth hatte, so hatten sie einen Uiberfluß an kanonisirten Heiligen und grossen Männern. Keiner von ihnen aber gehört in das zweyte Jahrhundert. Denn der heil. Franziskus de Re-

gis, der der neueste ist, starb noch vor dem Ende des ersten. Nur will ich jetzo sagen, wie diese großen Männer gebildet werden. Sobald ein Jesuit stirbt, so schreibt der Rektor seines Kollegii an alle Väter der Provinz einen Brief, den man das Erbauungsschreiben nennt. Er verschwendet aber dabey so viele Lobeserhebungen, daß diejenigen, die den Verstorbenen kannten, Ursache genug zu lachen haben, wenn sie einen gleich zum Heiligen geworden sehen, der zuvor wie die übrigen Menschen war. Im kaiserlichen Kollegio von Madrit fehlte es nicht an Niremberg, Andrada und Cassano, die ganze Bände von solchen Briefen sammleten. Und das ist die Quelle, aus welcher man gemeiniglich eine so unendliche Menge von großen Männern schöpft. Es ist wahr, sie haben vieles gethan, und vieles geschrieben; es wäre aber viel besser gewesen, wenn man auf ihrer Bahn der Tugend fortgewandelt hätte, als daß man so vieles Geschrey von ihnen gemacht hat.

Sie rühmen sich, daß die Fürsten und Edelleute sie zu ihren Beichtvätern gesucht haben. Die ganze Welt aber weiß es, was für Ränke die ganze Gesellschaft mit vereinigten Kräften gespielet, um die Stelle der Hofbeichtväter zu erlangen und die angesehensten Cavaliere und Damen bey ihrem Beichtstuhl zu sehen. In Portugall kam ihm diese Ehre theuer zu stehen. In Spanien ist es ihnen eben so gegangen, wie man im zweyten

ten

ten Theil dieses Werks sehen wird. Das Volk, das von ihnen so übel gesprochen, hat endlich erlebt, daß das gemeine Sprichwort bey ihnen eingetroffen: Vox populi, vox Dei. Die Sammlung des Gomez von den Elogien der Gesellschaft schickte sich sehr wohl ihre Eitelkeit zu nähren, nach welcher sie in Rücksicht auf diese Lobeserhebungen glauben, daß sie ein Recht zu allem haben. Man kann aber jenes Werk noch mit einem Zusatz vermehren, wie die Nachfolger solcher ersten Personen ihre älteren Vorgänger zu Schanden machen.

So ungeräumt und ungegründet auch diese Grundsätze sind; so flößte man doch dadurch diesen Vätern eine solche Eigenliebe ein, daß sie alle andere gesellschaftlichen Körper und Kongregationen von weltlichen und und Mönchen verrachteten, durch ihre feinen Künste alle ihre Verehrer und Anhänger, über welche sie befehlen konnten, an sich zogen, und die ganze Christenheit in Sklaverey setzten. Und doch schauten sie vom Throne ihrer allgemeinen Monarchie mit Gleichgiltigkeit auf ihre Verehrer herab, eben, als ob diese nichts anders thäten, als was sie schuldig wären, und als ob sie es aus eigenem Triebe für das Beste der Gesellschaft thun müßten. Auf der andern Seite hingegen drückten sie die wenigen, die sich unterstanden, ihnen zu widersprechen, unter die Füsse, und ihr eigener General hatte das Herz zu sagen: Exterorum acies non time-

 mus,

mus, nihil foris conturbare nos potest; in welche Worte sein Hochmuth in einem Briefe vom 29 Julius 1748 ausbrach.

Gott aber, der nicht deswegen die Gesellschaft Jesu in die Welt gesandt, wurde endlich, daß ich so sage, dieser Unordnungen, dieses Stolzes und dieses Muthwillens müde, und erfüllte das, was er in Valladolid der frommen Marina d'Excoar geoffenbaret hatte, welche dem Provinzial von Kastilien einen Brief schrieb, der im königlichen Kollegio von Salamanca verborgen und vergessen lag. Ich hatte einmal, als ich in Gesellschaft des P. Augustin de la Mata das Archiv allda in Ordnung bringen mußte, Gelegenheit, ihn zu lesen, ich hätte ihn auch abschreiben können. Er ist eine von den besten, heiligsten, und vortreflichsten Urkunden, die ich ausser der Heil. Schrift gelesen habe. Sie meldet, wie sehr Gott über die Gesellschaft erzürnt sey: Denn da sie allein auf Gott hätte ihr Vertrauen setzen sollen; so habe sie sich nur auf menschliche Mittel weltlicher Politik verlassen, und wenn sie sich nicht besserte, so würde sie Gott aus seinem Munde ausspeyen. Da sie aber, wie wir gesehen haben, alle Tage schlimmer geworden; so scheint es, dieses Ausspeyen habe im Jahr 1770 angefangen, als am Ende des zweyten Jahrhunderts derselben Benedikt XIV. den Stuhl der allgemeinen Kirche be-

stieg

stieg, der von selbiger Zeit an nicht aufgehört hat, wegen ihres Ungehorsams in China und Ostindien, und wegen ihrer despotischen Eingriffe in Westindien, auch wegen anderer Mißbräuche in Europa, Bannstrahlen wider sie abzuschiessen. Zu seiner Zeit schlossen Ferdinand VI. König von Spanien, und Johannes V. König von Portugal einen Gränztraktat wegen ihrer amerikanischen Besitzungen, welcher endlich die Klippe gewesen, an welcher dieses jesuitische Reich entdeckt worden, und gescheitert hat.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ibañez de Echavarrí, Bernardo,

Jesuitisches Reich in Paragey

Frankfurt u.a. 1783

Jes. 456 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10568299-9
VD18 14598566-001